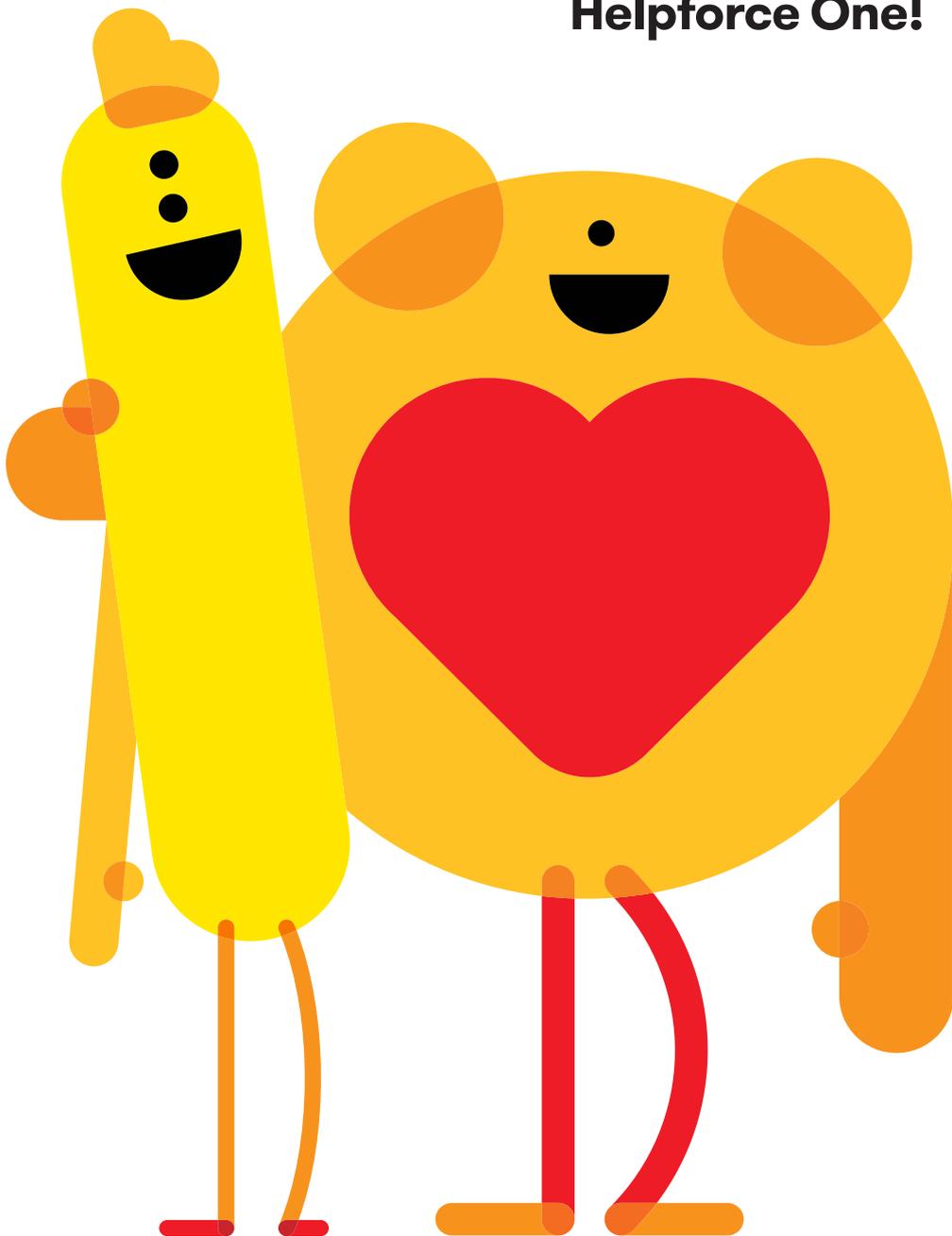


Soziale und kulturelle Umwelt

**Hallo, wir sind
Helpforce One!**



Ich plus Du gleich Wir.

Und wir sind ganz schön viele: in der Kita, in der Familie, auf der Welt ... Kinder wachsen im ständigen Austausch mit den Menschen ihrer Umgebung auf. Leben heißt Gemeinschaft – und das Kinderzimmer ist einer der ersten Orte außerhalb der Familie, wo Ihr Kind auf eine Menge anderer Kinder trifft. Sind die so wie ich? Wie ist ihre Familie – Mama und Papa, eine Mama und zwei Papas oder eine Mama ohne Papa? Kommen die anderen Kinder auch von hier oder von weit her? Und macht das überhaupt einen Unterschied aus, wenn wir zusammen spielen? Warum können Oma und Opa eigentlich nicht mehr so schnell laufen, war Papa auch mal so klein wie ich? Mit anderen zu spielen ist toll, aber manchmal gehen die einem auf den Zeiger, und man möchte einfach mal alleine sein! Dann fällt einem auch die Antwort auf die Frage leichter: Was möchte ich eigentlich gerade? Und wer bin ich überhaupt? Sie sehen schon: Es gibt so viele Fragen. Und oft ist es gar nicht so leicht, konkrete Antworten parat zu haben. Im Leben ist nicht immer alles eindeutig zuzuordnen. Auch deshalb sind wir immer für Ihre Kinder da: Wir unterstützen sie, wo sie allein nicht weiterkommen, wir inspirieren sie, vermitteln bei Konflikten, wir helfen ihnen, selbsttätig zu werden und ihren eigenen Willen durchzusetzen, oder raten auch mal, ihn auf Kosten der Gemeinschaft zurückzustellen. Wir möchten Ihren Kindern zeigen, wer sie sind, woher sie kommen und wie individuell sie sind – und dass alles gemeinsam doch immer noch am meisten Spaß macht! Um mit Ihnen den Bildungsbereich „Soziale und kulturelle Umwelt“ zu erkunden, haben wir uns Unterstützung geholt: von Helpforce One, unseren Seelentröstern.

Das wird kein Egotrip ...



Spielen macht zusammen immer noch am meisten Spaß! / Foto: Conny Mirbach

- 10 Vielfalt im Verhalten**
- 22 Das ganze Leben**
- 30 Wir lernen handeln**
- 36 Ich & die anderen**
- 42 Die Umwelt erkunden**
- 50 Gruppendynamik**
- 58 Moral & Ethik**
- 62 Gefühle**
- 70 Rituale & Religionen**
- 78 Kinderschutz**

Ein Teil des Ganzen.

Text: Sabine Cole

Anfang des siebzehnten Jahrhunderts schrieb der britische Dichter John Donne Meditationen über das Leben und den Tod. Ein Abschnitt ist bis heute berühmt, er beginnt mit den Worten: „No man is an Iland.“ Damals fehlte noch das kleine s in dem Wort „island“, sodass eine hübsche Doppeldeutigkeit entsteht: Kein Mensch ist eine Insel. Und: Kein Mensch ist ein „I-Land“, also Ich-Land. John Donne schreibt:

*Kein Mensch ist eine Insel,
eine Gesamtheit für sich.
Jeder ist ein Stück des Kontinents,
ein Teil des Ganzen.*

Niemand kann sich vom anderen abkoppeln. Das Menschsein besteht aus Beziehungen. Zunächst einmal ganz wertfrei aus harmonischem und aggressivem Verhalten untereinander. In der Erziehung legt man Wert auf den Ausbau von positivem Sozialverhalten: empathisch und freundlich, hilfsbereit und tolerant miteinander umzugehen. Aber mit dem Gegenteil muss man ebenfalls zurechtkommen. Auch der Umgang mit Wut, Trotz und Ablehnung will gelernt sein. Eine große Herausforderung des menschlichen Daseins besteht darin, Frustrationen auszuhalten und zu tolerieren.

Kein Mensch ist eine Insel.

Auf dem Kontinent des Lebens hat jeder unterschiedliche Bedürfnisse. Glücklich sind die Momente, in denen alle das Gleiche wollen. Heftig rumtoben zum Beispiel. Oder Pommes mit Ketchup. Schwierig wird es dann, wenn der eine etwas anderes will als Du selbst. Du willst raus, der andere will drinbleiben. Du hast Hunger, der andere hat Durst. Du willst Deine Ruhe, der andere will spielen. Der eine will los, der andere keine Schuhe anziehen. Jetzt heißt es zurückstecken zugunsten des anderen. Kompromisse schließen. Eine Reihenfolge verhandeln. Regeln vereinbaren und einhalten. Gerechtigkeit einfordern, aber auch walten lassen.

Sozialverhalten ist eine lebenslange Entwicklung, für die in den ersten Jahren der Grundstein gelegt wird. Im ersten Lebensmonat imitieren Babys. Mama lacht, Baby lacht. Mama streckt die Zunge raus, Baby will das auch. Mit jedem Monat nehmen die Möglichkeiten eines Babys zu, nicht nur nachzumachen, sondern sich selbstständig auszudrücken. Mit zwei bis drei Jahren erfolgt ein großer Entwicklungsschritt. Kinder folgen

nicht nur, sie kooperieren. Sie entwickeln einen starken eigenen Willen, suchen sich Gleichgesinnte, Freundschaften entstehen. Kinder gehen Beziehungen ein, und die, zu denen sie eine tiefe Beziehung haben, denen gehen sie mit den Versuchen, ihren neu entdeckten Willen durchzusetzen, gehörig auf die Nerven.

Auf unserem Kontinent gibt es keine Einbahnstraße. Jeder ist mal dran. Es gibt richtige Wege und falsche Wege und Umwege, die manchmal am schnellsten zum Ziel führen. Es gibt vorhersehbare Routen, und vor allem gibt es Überraschungen hinter jeder Ecke, auf die man reagieren muss. Damit es auf dem Kontinent nicht nur ums Überleben geht und darum, sich nicht gegenseitig die Gurgel umzudrehen, wenn einem was nicht passt, haben wir Menschen etwas Sensationelles erfunden: die Kultur.

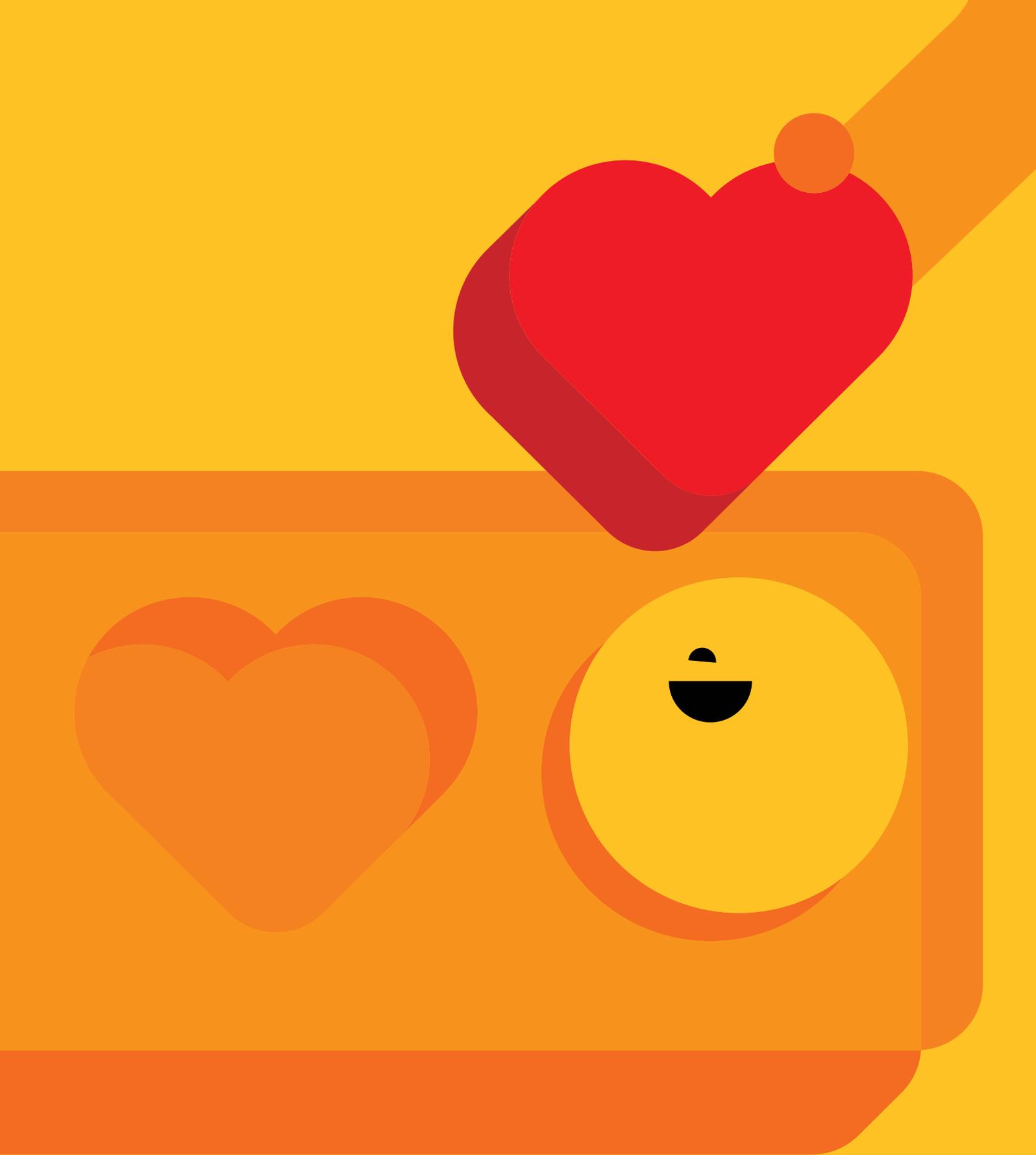
Kultur ist, was der Mensch erschaffen hat, im Unterschied zu der Natur, die der Mensch nicht geschaffen hat. Kultur kann Landwirtschaft sein, bildende Kunst, Musik oder das Schreiben eines Textes wie „Kein Mensch ist eine Insel“. Kultur ist aber auch Moral und Ethik, Religion und Philosophie.

*Kein Kind ist eine Insel,
eine Gesamtheit für sich.
Jeder ist ein Stück des großen Spielplatzes Leben,
ein Teil des Ganzen.*

Wenn wir Kindern von Anfang an beibringen, wie man sich in Gemeinschaft verhält, welche Regeln für alle gelten und wie wichtig es ist, eine Kultur zu haben, Teil davon zu sein und sie ständig weiterzuentwickeln, dann haben wir den Grundstein für alles gelegt.



Unsere Autorin möchte an dieser Stelle noch mal auf den kategorischen Imperativ von Immanuel Kant hinweisen: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die Du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Damit kommt man eigentlich ziemlich weit, findet sie.



Wie mein Kind aufwachsen soll.

Wohnen Sie am Stadtrand oder mittendrin? Gibt es einen Park, oder haben Sie einen Garten? Sprechen Sie zu Hause Spanisch, Türkisch oder sogar mehrere Sprachen? Haben Sie ein Haustier, und leben Sie vegetarisch? Es gibt unzählig viele Faktoren, die ein Kind beim Aufwachsen und Erkunden seiner Umwelt begleiten – je nach Wohnort, Geschlecht des Kindes, den religiösen und kulturellen Werten seiner Familie oder wie die Eltern selbst aufgewachsen sind. Uns ist klar, dass wir als Kita eine Ergänzung zur biologischen Familie Ihres Kindes schaffen – und dass wir diese niemals ersetzen könnten. Aber wir begegnen Ihren Werten und Vorstellungen mit Wertschätzung, Akzeptanz, Offenheit und Neugierde – für eine gelungene Erziehungs- und Bildungspartnerschaft. Dazu möchten wir auch alle Eltern ermuntern. Egal ob Sie aus Deutschland oder dem Oman kommen, ob aus Hamburg oder Bayern: Im Kinderzimmer treffen viele Familienkulturen aufeinander. Wir sehen das als kulturellen und sozialen Reichtum und möchten zusammen mit Ihren Kindern eine Vielzahl an sozialen und kulturellen Erfahrungen sammeln.

Die Kita als Teil des Dorfes.

Ist es okay, wenn wir unser Kind schon früh in die Kita geben? Kann man sehen, ob das eigene Kind kitareif ist? Und worauf sollte man bei einer guten Eingewöhnung achten? Marianna Jartó, wissenschaftliche Mitarbeiterin am KOKU – Forschungszentrum für kognitive und kulturelle Entwicklung, Entwicklungspsychologie an der Universität Hamburg, beantwortet alle wichtigen Fragen zum Kitastart und sagt, warum Eltern kein schlechtes Gewissen haben müssen.

Interview: Janina Jetten Foto: Conny Mirbach

Früher hat man Kinder in der Regel mit drei Jahren in den Kindergarten gegeben. Nun sind sie oft ab eins in der Kita. Gibt es Vorteile für einen frühen Start?

Wenn die Bindung zwischen Kind und Erzieher stimmt, gibt es relativ viele Vorteile: Das Kind bekommt mehr Eindrücke als zu Hause und hat mehr Sozialkontakte zu anderen Kindern. Studien zeigen auch, dass bessere kognitive und sprachliche Fähigkeiten im Verbund mit anderen erworben werden – und das hilft ihnen später in der Schule. Es ist aber auch eine Beziehungserweiterung: Mit den Erziehern gibt es zusätzliche Personen, die auf das Kind achtgeben. Und das wiederum bedeutet am Ende eine Entlastung für die Eltern.

Wie ist denn der Entwicklungsstand des Einjährigen, das in die Kita kommt?

Mit eins verstehen Kinder schon sehr viel von ihren sozialen Interaktionspartnern, vor allem Erwachsenen.

Sie können schon gut mit ihnen kommunizieren, indem sie zum Beispiel auf Dinge zeigen, oder verstehen, wenn andere Hilfe brauchen. Sie beobachten genau, was diese tun. Mit achtzehn Monaten beginnen sie, mit anderen Kindern zu kooperieren, und ab zwei Jahren geht das Miteinander so richtig los, dann steht die Interaktion mit den Kitafreunden deutlich im Mittelpunkt. Und je älter sie werden, desto mehr wollen sie auf Erkundungstour gehen.

Gibt es Nachteile, wenn man sein Kind mit eins in die Kita gibt?

Man muss sich bewusst sein, dass es für die Kinder anfangs sehr stressig ist. Gerade in den ersten Tagen ist der Stresspegel extrem hoch: die neuen Eindrücke, die vielen Kinder, die Geräusche – das alles prasselt auf sie ein. Aber eine sanfte Eingewöhnung und einfühlsame Erzieher und Erzieherinnen können dies gut





regulieren. Und nach etwa fünf Monaten hat sich der Stresslevel deutlich normalisiert, wie Studien zeigen.

Was kann man als Eltern machen, um den Kindern den Stress zu nehmen?

Eine gute Frage. Entspannt bleiben, sich Zeit für die Eingewöhnung nehmen, den Kindern Nähe und Sicherheit geben, ihnen Ruhe gönnen und nicht gleich zum nächsten Event hetzen. Natürlich muss man jedes Kind einzeln betrachten – die einen brauchen einen ruhigen verkuschelten Nachmittag, die anderen kommen gut damit klar, wenn es noch ein Spieldate gibt.

Ist es für Kinder mit drei Jahren einfacher oder schwieriger, eine Beziehung zur Erzieherin aufzubauen und sich in den Kita-Alltag einzugliedern?

Weder – noch. Aber mit zunehmendem Alter wird die Beziehung zur Erzieherin oder zum Erzieher etwas weniger eng. Die Jüngeren brauchen eine sichere Basis, zu der sie jederzeit zurückkehren können. Die Älteren hingegen wollen viel mehr erforschen und in Interaktion mit Gleichaltrigen treten.

Und wie ist es für ein Kind unter eins, sagen wir mal mit zehn Monaten, in die Kita zu gehen?

Je jünger, desto mehr Aufmerksamkeit ist nötig. Gerade, wenn das Kind wahrscheinlich noch nicht selbst gehen kann. Aber auch schon in diesem Alter ist ein Kind in der Lage, eine gute Bindung zur Erzieherin oder zum Erzieher aufzubauen. Studien zeigen allerdings, dass es ohnehin am wichtigsten ist, dass das Kind eine sichere Eltern-Kind-Bindung hat.

Sichere Bindung, wie würden Sie das definieren?

Sie zeichnet sich dadurch aus, dass die Kinder Geborgenheit, Verständnis und Liebe bei ihren Eltern bekommen. Dass auf die Bedürfnisse der Kinder eingegangen wird. Dass sie immer wieder Nähe bei ihren Eltern tanken können, um dann wieder erforschen und erkunden zu dürfen. Es reicht nicht, sein Kind abends einfach nur ins Bett zu bringen. Wobei die Qualität mehr Gewicht hat als die Quantität.

Welche Merkmale signalisieren, dass ein Kind so weit ist, in die Kita zu gehen?

Wenn das Kind Interesse an anderen hat, sich schon mal von einem wegbewegt, es liebt, die nähere Umgebung zu erkunden – das sind gute Anzeichen. Auch von Vorteil ist es, wenn das Kind anfängt, seine Gefühle

regulieren zu können, und sich von anderen beruhigen lassen kann. Aber selbst, wenn diese Zeichen nicht vorhanden sind: Die Kita ist ja auch dafür da, dass die Kinder das dort lernen.

Gibt es denn auch Kinder, die mit eins noch nicht kitareif sind?

Würde ich so jetzt nicht sagen. Es gibt natürlich Kinder, die schüchterner sind als andere, die eine soziale Angst haben oder die mit den vielen neuen Kindern überfordert sind. Diesen Kindern muss man dann einfach mehr Zeit geben, um sich an die Situation zu gewöhnen. Das kann durch liebevolle Erzieher gut ausgewogen werden.

Und wenn die Eltern nicht wirklich dahinterstehen, dass ihr Kind in die Kita kommt?

Die Eltern müssen sich natürlich wohlfühlen. Kinder sind ja sehr sensibel und haben ganz genaue Antennen für so etwas. Wenn man eigentlich gar nicht dahintersteht und es finanziell irgendwie möglich ist, dann sollte man sich nicht beeinflussen lassen und auf sich selbst hören.

Was bedeutet es für das Kind, wenn Mutter und Vater arbeiten gehen?

Die Frage müsste man eigentlich den Kindern stellen. Natürlich verstehen auch die Jüngeren, dass die Mama irgendwann wiederkommt – sie begreifen, dass Papa und Mama auch existieren, wenn sie sie nicht sehen.

Viele Eltern plagt gern mal das schlechte Gewissen, dass sie ihr Kind (so früh) in die Kita geben. Was sagen Sie dazu?

Ganz einfach: Sie müssen kein schlechtes Gewissen haben, weil es dafür keinen Grund gibt. Fremdbetreuung ist ja nichts Schlechtes. Früher waren die Kinder auch nicht durchgehend bei den Eltern. Es gab schon immer ein großes Familiennetz, das sich unterstützt hat. Wie sagt man so schön: Es bedarf eines ganzen Dorfs, ein Kind großzuziehen. Dazu gehört nun eben auch die Kita. Aber es ist derzeit tief in der Gesellschaft verankert, dass man sein Kind nicht früh abgibt und auch noch in fremde Hände. Vielleicht hilft ein Perspektivwechsel: Wir haben eine oder mehrere zusätzliche Bezugspersonen, die einen Platz im Leben unseres Kindes einnehmen – und das ist auch für das Kind wichtig.

Wie sieht eine gute Eingewöhnung aus?

Die Kita sollte genug Zeit für die Eingewöhnung einräumen, es sollte nie mit Druck gearbeitet werden.

Die meisten Kitas arbeiten nach dem bekannten Berliner Modell, das ich auch empfehle. Dabei wird das Kind sehr langsam an die neue Situation gewöhnt, und die Bezugsperson, also die Mutter, der Vater, die Großmutter ..., ist in der ersten Woche komplett dabei, und wenn sie aus dem Raum geht, dann nur kurz. Warum? Diese ungewohnte und stressvolle Zeit sieht sich das Kind am besten mit einer vertrauten Person an. Mein Tipp ist auch, dass man krankheitsbedingte Rückschläge einplanen sollte, denn es kommt nicht selten vor, dass ein Kind erst einmal mit vielen neuen Erregern konfrontiert ist und krank wird, und dann ist es gut, einen Zeitpuffer bei der Eingewöhnung zu haben.

Das eigene Kind weint viel in der Eingewöhnung – ein Grund, sich Sorgen zu machen?

Diesen Rückschluss stellen viele Eltern: Mein Kind weint beim Abgeben und während der Eingewöhnung – ergo fühlt das Kind sich nicht wohl. Das kann man so aber nicht sagen. Weinen ist ein gängiges Mittel, Stress abzubauen. Natürlich ist das ein Zeichen, dass ihm etwas unangenehm ist und das Kind lieber bei der ihm bekannten Person bleiben will. Ganz einfach, weil es eben seine Zeit braucht, um eine Beziehung zu einer zunächst völlig unbekanntem Person aufzubauen. Das Gute am Weinen ist, wenn man das so sagen kann: Es führt dazu, dass sich die Erzieherin oder der Erzieher um das Kind kümmert. So bekommt sie oder er die Möglichkeit, die Gefühle des Kindes zu regulieren, und eine Bindung wird aufgebaut.

Und wie ist es zu sehen, wenn das Kind zu Hause, nach Kita-Ende, weint?

Es gibt da eine spannende Studie: Die Kinder, die tagsüber in die Kita gehen, quengeln abends mehr als die Kinder, die nicht in die Kita gehen. Die meisten Eltern denken dann: O nein, mein Kind fühlt sich vielleicht nicht wohl in der Kita ... Doch diese Studie zeigt auch: Über den Tag gesehen quengeln beide gleich viel. Nur dass die „Kitakinder“ es abends rauslassen ... Sie fordern damit mehr Nähe, wollen mehr kuscheln. Dem sollte man dann einfach entsprechen.

Können Erzieher die Rolle der vertrauten Bezugsperson denn ausreichend übernehmen?

Aber ja. Das ist ja auch extrem wichtig. Es bleibt natürlich eine andere Beziehung als zu den Eltern, die viel mehr Nähe zu den eigenen Kindern haben. Gute Erzieher haben den Bezug zum Kind, sie gehen aber auch auf

die gesamte Gruppe ein, um ein positives Klima und gutes Miteinander zu schaffen. Und sie schenken auch jenen genügend Aufmerksamkeit, die nicht weinen, damit diese Kinder nicht untergehen. Gute Erzieher haben einfach die ganze Gruppe im Blick.

Wie wichtig ist die Ausbildung? Oft heißt es, bei Kleinkindern komme es weniger auf Pädagogik an als auf eine geborgene, warme Atmosphäre.

Beides ist immens wichtig! Warmherzigkeit wird nicht unbedingt durch eine Ausbildung vermittelt, und es ist bewiesen, dass das Empathievermögen der Erzieher eine große Wirkung auf die Kinder hat. Aber durch die nötige Ausbildung wird die Perspektive der Erzieher noch einmal sensibilisiert. Es ist wichtig, dass sie die Entwicklungsstände der Kinder kennen, um verständnisvoll zu reagieren.

Was sind Zeichen einer nicht so guten Eingewöhnung?

Allen voran, wenn sich die Kita zu wenig Zeit nehmen will. Es gibt mittlerweile in einigen Kitas sogar die Idee, dass das Kind die Eingewöhnung allein machen soll. Das halte ich für keine gute Idee. Man sollte auch genauer hinschauen, wenn die Erzieherin oder der Erzieher es über einen längeren Zeitraum nicht schafft, das Kind zu beruhigen. Dann ist es wichtig, das Gespräch zu suchen und dem auf den Grund zu gehen. Wenn man sich danach immer noch nicht abgeholt fühlt, kann man über einen Gruppen- oder auch Kitawechsel nachdenken.

Manche Eltern müssen ihre Kinder schon mal für zehn Stunden in die Kita geben. Ist das zu lang?

Solange es einen guten Ausgleich gibt, vor allem in jungen Jahren, ist auch dies machbar. Ich meine damit die sichere Eltern-Kind-Bindung, von der ich schon sprach. Meine Traumvorstellung wäre es, dass die jüngeren Kinder noch nicht so lange in die Kita gehen wie die älteren. Weil Teilzeit aber nun einmal leider nicht immer für jeden möglich ist, bedeutet es für die Eltern, dass sie ihren Kindern eine Extraportion Geborgenheit gönnen sollten. Einfach viel Nähe geben, viel kuscheln und viel da sein.



1. Kapitel

[...] „Na, die anderen Kinder im Kindergarten haben alle Papas. Und ich, ich habe keinen!“

„Aber die haben auch Geschwister. Und die hast Du auch nicht!“, entgegnete Lena.

„Mama!“

„Ja, Pupsi?“

„Ich möchte wirklich, ganz ernsthaft, unbedingt, also so ziemlich dringend den Papa kennenlernen“, sagte sie ganz leise und sanft, weil sie ihre Mutter nicht traurig machen wollte.

„Okay, okay, dann packen wir jetzt unsere Sachen und machen uns auf den Weg“, sagte Lena.

„Wirklich?“

„Ja, wirklich, Bubu.“ [...]

Warum Liebe und Glück wichtiger sind.

Weil sie fand, dass ihr Familienmodell und das vieler anderer Kinder zu wenig repräsentiert wird, hat die Autorin Mirna Funk ein Kinderbuch geschrieben, das die Diversität feiert und zeigt: Jede Familie ist gleichzeitig vielfältig und einzigartig!

Text: Mirna Funk Illustrationen: Maayan Weisstub



Vor einem halben Jahr saß ich bei einer Freundin in Berlin-Zehlendorf. Sie hat zwei Kinder und ist verheiratet. Es war ein Sonntag. Ein ziemlich kalter sogar. Meine Tochter spielte mit ihren Kindern im Wohnzimmer, und wir tranken Tee am Küchentisch. Sie erzählte mir wie jedes Mal, wenn ich sie besuche – und das seit mittlerweile sechs Jahren –, wie unglücklich sie sei. In dieser Ehe mit einem Idioten, der nicht mal ein Kinderbett zusammenbauen kann, der sie mit Hunderten Textnachrichten terrorisiert, wenn es Streit gibt. Ein Mann, den sie seit Jahren nicht mehr liebt. Ich fragte sie, wie jedes Mal, wenn ich sie sehe – seit mittlerweile sechs Jahren –, warum sie ihn nicht einfach verlässt, und sie antwortete wie immer: „Ich werde doch keine allein-erziehende Mutter. Auf keinen Fall! Und dann diese bemitleidenden Blicke der anderen. Ich bleibe!“ Das Gehen ginge auch gar nicht mehr so einfach. Würde sie ihn verlassen, könnte sie ihren beiden Kindern nicht mal eine Banane kaufen, schließlich bringe ihr Mann das Geld nach Hause.

Nach dem Besuch stieg ich mit meiner Tochter in mein Auto, das ich mir vor Jahren von meinem eigenen Geld gekauft hatte, und fuhr in meine Dreizimmer-Altbauwohnung in Berlin-Mitte, deren Miete ich selbstverständlich auch allein zahle. Ich brachte allein meine Tochter ins Bett, so wie ich es schon seit zwei Jahren tue. Und als ich irgendwann selbst im Bett lag – extrem erschöpft, wie man es als Mutter nun mal ist –, erhielt ich von meiner Freundin eine SMS: „Du musst auch mal wieder daten. Da kommt schon noch jemand, der endlich Ettas Vater sein kann. Ihr müsst doch eine richtige Familie werden.“ Und ich dachte nur: Was ihr nicht seid, sind wir schon lange. Nämlich glücklich. Kann nur eine heteronormative Familie perfekt sein, und alles andere ist einfach falsch? Ich dachte an all die anderen Familien, die ich kenne, die glücklich sind, egal in welcher Konstellation sie leben.

Ich dachte an eine queere Sexarbeiterin, die ihre Tochter in einem Co-Parenting-Umfeld großzieht und eine

der klügsten Frauen ist, die mir je begegnet sind. Ich dachte an das schwule Pärchen aus Ettas Kita, das Zwillinge durch eine amerikanische Leihmutter bekam, ich dachte aber auch an meine gute Freundin Boussa, die in einer wunderschönen heteronormativen Familie lebt, in der man sich immer zu Hause fühlt und immer willkommen ist. Ich dachte an all diese glücklichen Familien, die ich kenne, und dann begann ich zu schreiben. Ich schrieb ein Kinderbuch, das von der Löwin Lena und ihrer Tochter Ella handelt, die sich auf die Suche nach Ellas Vater begeben, weil Ella das so wahnsinnig wichtig findet, und dabei die unterschiedlichsten Familienmodelle treffen. Eine Wölfin zum Beispiel, die mithilfe einer Samenspende Zwillinge bekam; Giraffengroßeltern, die sich um ihre Enkel kümmern; ein polyamouröses Vogelgespann; schwule Berggazellen, die eine Schildkröte adoptiert haben, lesbische Hyänen, die sich einen Hausmann halten – und noch viele andere mehr.

Wenn meine Tochter aus dem Kindergarten kommt, dann redet und singt sie von Mama, Papa, Kind. Warum? Weil sie dort natürlich nur Bücher lesen und Lieder singen, die dieses Familienmodell abbilden. Ihre Lebenswelt und die vieler anderer Kinder, die in nicht in Mama-Papa-Kind-Familienmodellen leben, wird nicht gespiegelt. Heißt, Kinder wie meine Tochter kommen sich anders vor. Vielleicht sogar falsch oder nicht perfekt. Damit das aufhört, damit Kinder aller Familienkonstellationen sich gesehen fühlen, muss Kinderliteratur endlich der Realität angepasst werden.



Die Autorin, Schriftstellerin und Journalistin Mirna Funk lebt mit ihrer Tochter in Berlin und Tel Aviv. Zusammen mit der israelischen Illustratorin Maayan Sophia Weisstub hatte sie die Idee zu ihrem Buch „Wo ist Papa?“, das auf Deutsch, Englisch, Hebräisch und Französisch erschienen ist (www.whereisdaddy.net).



7. Kapitel

[...] „Wo ist denn Methals Papa?“, fragte Ella, und Lena legte wieder verschämt die Pfote über die Augen. „Ich bin Methals Papa“, antwortete Yahya, und Salim sagte: „Und ich bin auch Methals Papa.“

„Aber Methal ist doch gar keine Gazelle!“, sagte Ella frech. Sofort schaltete sich Methal ein und antwortete genauso frech: „Jetzt hör mal zu, Du besserrisierende kleine Löwin. Das sind beide meine Papas. Völlig egal, ob sie Gazellen sind und ich eine Schildkröte. Sie haben mich bei sich aufgenommen, und sie haben mich lieb gehabt, als niemand aus meiner Schildkrötenfamilie mich lieb gehabt hat.“ [...]

Dann musst Du aber auch endlich mal konsequent sein.

Es gibt wohl kaum einen Satz, den Mütter von ihren Männern, Männer von ihren Müttern, Väter von ihren Frauen oder wer von wem auch immer so oft hören. Gemeint ist damit: Wenn Dein Kind etwas tut, was nicht erwünscht ist, und Du hast tausendmal wiederholt, dass das gegen die Regeln ist, dann muss man das Fehlverhalten irgendwann sanktionieren. Das finden wir dann konsequent. Wirklich? Lassen Sie uns mal darüber nachdenken.

Text: Sabine Cole

Kinder tun viel, was Eltern für falsch halten. Socken ausziehen und aus dem Kinderwagen schmeißen. Sich hinsetzen, wenn die Straße nass ist. Wände anmalen, wenn keiner guckt. Einen Keks stibitzen, obwohl die Zähne schon geputzt sind. Aus dem Wohnzimmer jeden Abend einen „Saustall“ machen. Eltern sagen dann bei kleinen Kindern: „Neeeeein. Bah.“ „Lass das.“ „Ooooh, nicht schon wieder!“ Bei etwas größeren: „Ich hab Dir doch gesagt, Du sollst da nicht reinfassen.“ „Hatten wir das nicht gestern erst?“ „Wir hatten das doch besprochen.“ „Jetzt ist aber echt mal gut.“ „Freundchen, es reicht.“ Nach zwei, drei, vier Jahren Socken auf dem Spielplatz suchen, Töpfe wieder in den Schrank einräumen, Saft aufwischen, zugucken beim Auf-der-Zahnbürste-Rum-

lutschen kann man schon mal auf den, zugegebenermaßen naheliegenden, Gedanken kommen: Die machen das absichtlich. Denen fällt immer was Neues ein, uns zu ärgern. Die testen, wie weit sie gehen können. Die müssen jetzt aber endlich mal die Konsequenzen spüren!

Und was wäre eine Konsequenz, die kleine Leute spüren, die sich noch nicht selbst regulieren können und noch wenig ausgebildete intellektuelle Fähigkeiten zum Nachvollziehen von Argumenten besitzen? Wenn man sich in eine Pfütze setzt, kriegt man einen nassen Hosenboden. Das kann ziemlich ungemütlich sein. Der kalte Hintern (sofern keine Windel dazwischensteckt) ist die unmittelbare Konsequenz aus einer Handlung, die ein

Kind nachvollziehen kann. Zur Strafe am Abend nichts vorgelesen zu bekommen wird ein kleines Kind nicht mit der Pfütze in Verbindung bringen. Sondern sich abgelehnt fühlen und unglücklich sein, weil ihm die liebste Zeit des Tages genommen wurde. Nach dem Keks noch mal Zähne putzen ist eine logische Folge, die keinen Spaß macht, aber in verständlichem Zusammenhang mit dem Keks steht. Eine Woche Kekse zu verbieten ist eine Strafe, die das Kind am nächsten Tag nicht verstehen wird, weil das Keksverbot in keinem Wesenszusammenhang mit der ollen Bürste gesehen wird.

Regelhaftes Verhalten verlangt Disziplin.

Konsequenz im Sinne von Sanktion, also Strafe, ist etwas anderes, als verlässliche Grenzen zu ziehen, gemeinsame Regeln festzulegen und auf ihrer Einhaltung (weitestgehend) zu beharren. Konsistentes, regelhaftes Verhalten verlangt vor allem von Eltern eine ziemliche Disziplin. Kinder lieben Regeln und gleichförmige Abläufe. Regeln sind ein sicherer Raum, in dem sie sich bewegen und in dem sie sich ausprobieren können. Zumindest wenn die Regeln dem Alter angemessen angelegt sind. Es kann nämlich durchaus vorkommen, dass mit der Regel was nicht stimmt und weniger mit dem Verhalten des Kindes. Kaut das Kind immer geistesabwesend auf der Zahnbürste rum, ist es vielleicht einfach zu spät für enthusiastische Zahnpflege?

Wie doof und abgewertet sich Kinder oft vorkommen, wenn sie vermeintliche Konsequenzen ihres Tuns zu spüren bekommen, veranschaulicht die Familientherapeutin Katharina Saalfrank mit einem Perspektivwechsel. Stellen Sie sich einfach mal vor, Sie würden von Ihrem Partner mit diesem „Ich hab Dir das jetzt tausendmal gesagt“-Gesichtsausdruck dazu aufgefordert, nun endlich Ordnung in Ihrer Handtasche zu schaffen, damit Sie nicht schon wieder den Autoschlüssel suchen. Wenn das am nächsten Tag nicht endlich klappt, dann dürfen Sie eine Woche lang nicht Netflix gucken.

Kinder im Kindergartenalter können komplexe Prozesse, die rein über den Verstand ablaufen wie: Einsicht, vorausschauendes Verhalten, abwägendes oder flexibles Verhalten, noch gar nicht leisten. Erst wenn die entsprechenden Hirnareale ausgebildet sind, werden sie verstehen, was es heißt, Mama und Papa jeden Abend mit dem gleichen Theater auf die Nerven zu gehen. Diesen Reifeprozess werden Sie mit Geduld, Wertschätzung, Respekt, Humor und Regeln begleiten. Irgendwann wird es besser, darauf können Sie sich verlassen. Mit aller Konsequenz.



Lesen Sie mehr dazu bei „Du bist gut so, wie Du bist“ ab Seite 38 und bei „Eltern müssen Gefühle der Kinder ernst nehmen“ ab Seite 64. Oder in Katharina Saalfranks Buch „Kindheit ohne Strafen“ (Beltz 2018).

! kizi-Tipp:

Regeln sollten immer gemeinsam mit dem Kind erstellt und besprochen werden!

- Erklären Sie, warum Sie bestimmte Grenzen setzen oder Regeln aufstellen. Denn Erklärungen ermöglichen langfristige Lernprozesse. Wenn die Kinder Ihre Argumente verstehen, kommt die Einsicht oft ganz von allein. Und selbst wenn nicht, fühlen sie sich jedenfalls nicht willkürlich behandelt!
- Kinder sind unterschiedlich. Manche brauchen Grenzen, weil sie alles ausprobieren wollen. Andere wollen und können schon recht gut Eigenverantwortung übernehmen. Passen Sie Ihre „Grenzstrategie“ aber in jedem Fall Ihrem Kind an.
- Wenn es um Wünsche und Verbote geht, kann es recht schnell auch mal laut werden. Entschärfen Sie eine hochgeschaukelte Situation, indem Sie sagen: „Das muss ich mir erst noch überlegen.“ Dieser Satz nimmt Druck aus der Situation, und alle haben Zeit, erst mal runterzukommen.
- Manchmal kann „freundliches Ignorieren“ auch helfen. Übersehen und überhören Sie wildes Toben, Jammern und Schimpfen einfach, und sagen Sie so etwas wie: „Ich freue mich, wieder was mit Dir zu machen, wenn Du fertig bist.“



„Sooo klein warst Du mal!“

Es gibt viele Antworten auf die Fragen „Woher komme ich? Wer gehört alles zu meiner Familie? Und was hat das mit mir zu tun?“. Wenn sich Kinder mit ihrer eigenen Familie auseinandersetzen, in Rollenspielen, beim Malen, oder wenn sie Geschichten von zu Hause erzählen, merken sie im Austausch, dass es bei anderen Kindern daheim ganz anders zugehen kann. Manche sind Einzelkinder, andere haben noch mehr Geschwister, und vielleicht ist gerade ein Geschwisterchen auf dem Weg, und es stellt sich die große Frage für ein Kind: Wie ist es in Mamas Bauch gekommen? Und wie ist das für mich, große Schwester oder großer Bruder zu werden?

Manchmal passieren aber auch traurige Sachen, und es ist nicht immer alles so fröhlich wie in den Sommerferien. Zum Beispiel wenn man sich von seinen Großeltern verabschieden muss. Kinder verstehen zwar erst später als im Kita-Alter, was der Tod mit seiner Endgültigkeit bedeutet. Aber den Verlust fühlen sie ebenfalls, und deshalb ist ein ganz behutsamer Umgang mit Trauer wichtig. Kinder müssen lernen, damit umzugehen, dass Familie auch Abschied bedeuten kann.

Vom Hier und Jetzt zum Gestern und Morgen.

Bis Kinder begreifen, dass etwas auch schon vor ihnen existiert hat, dauert es eine Weile. Und dann irgendwann wollen sie oft ganz viel wissen: Wo komme ich denn her? Wieso wohnt Opa woanders? Und wie kommt das Geschwisterchen in Mamas Bauch? Das Begreifen der eigenen Geschichte und Herkunft mitsamt der Familie ist wichtig, um die eigene Position in der Welt zu finden. Das stärkt das Selbstvertrauen.

Text: Catharina König

Alles findet im Hier und Jetzt statt. Zumindest für kleine Kinder. Was Erwachsene durch Yogapraxis, Meditation und Achtsamkeitsübungen zu erreichen wünschen, ist für kleinere Kinder der Normalzustand. Bis zum dritten Lebensjahr leben sie in einem Zustand der sogenannten ewigen Gegenwart. Erst nach und nach bildet sich die Fähigkeit zur Rückschau aus. Ab dem zweiten Lebensjahr etwa haben Kinder die Möglichkeit, sich zu erinnern. Ein perspektivisches zeitliches Denken ist kaum vorhanden. Für sie ist alles jetzt. Es war nicht, es wird nicht. Es ist. (Lesen Sie mehr dazu im Buch Calcoolio/

Mathe ab Seite 60.) Mit dem Beginn der Erkenntnis aber, dass Dinge auch einen Anfang und ein Ende haben, dass der dritte Geburtstag noch zweimal Schlafen hin ist und etwas irgendwo herkommt, setzt bei Kindern vermehrt das Interesse daran ein, wo sie selbst herkommen. Sehr stark sogar. Und somit auch unweigerlich das Interesse daran, wo Mama und Papa herkommen und wie es denn eigentlich möglich sein kann, dass die zwei nicht zusammen im Kindergarten waren. Die Äußerung überhaupt, dass Mama und Papa ja auch mal klein waren, versetzt ganz kleine Kinder in ungläubiges

Staunen. Die waren doch immer schon groß! Kinder begreifen allerdings sehr schnell, dass Babys aus dem Bauch kommen. Viele schlussfolgern und fragen dann: „Komme ich auch aus Deinem Bauch?“ Diese Frage sollte man auf keinen Fall abbügeln. Andererseits sollte man die Kinder nicht mit Informationen über Sex und erotische Gefühle von Erwachsenen überfrachten. Stattdessen erklärt man so sachlich und kurz wie möglich: Du bist in meinem Bauch gewachsen, bis Du zur Welt kamst. Kleinere Kinder werden sich damit oft begnügen.

Ältere Kinder wollen dann vielleicht noch mehr wissen, nämlich, wie sie in den Bauch gekommen sind und ob sie da schon Pipi gemacht haben. Oder wo sich das Geschwisterchen ankündigt. Hier können Bilderbücher helfen, die Erklärungen zu veranschaulichen, oder altersgerechte Sprache, die Dinge erklärt, aber nicht über das Gefragte hinausgeht oder die Kinder überfordert. Unweigerlich setzt bei vielen Kindern irgendwann nicht nur das Interesse dafür ein, wo sie herkommen, sondern auch, wer ihre Familie ist. Wer gehört dazu? Und wo kommen die her?

„Irgendetwas und irgendwer waren vor meiner Zeit.“

Die Beantwortung all dieser Fragen ist für Kinder – und übrigens auch für Erwachsene – deshalb so wichtig, weil sie ihnen etwas darüber verrät, wer sie selbst sind. Anhand von biografischer Betrachtung lernen Kinder ihre Rolle in der Familie kennen. So können sie Selbstvertrauen gewinnen. „Wenn Kinder Interesse an ‚Früher-Geschichten‘ äußern, dann scheint in ihnen ein Bewusstsein von Geschichte aufzukeimen: Irgendetwas und irgendwer waren vor meiner Zeit“, erklärt Dr. Dieter Lotz, Heilpädagoge und Professor an der Evangelischen Hochschule Nürnberg. Im Kinderzimmer findet die erste Übung im biografischen Erzählen im Morgenkreis statt. Da können die Kinder von Erlebnissen am Wochenende berichten: dass sie vielleicht Oma und Opa getroffen haben, wo die wohnen und von wem Oma und Opa die Eltern sind. Bedeutsame Ereignisse und Erlebnisse werden so als zukünftige Erinnerungen festgehalten.

Eine schöne Übung dazu ist auch der Erinnerungskoffer. Hier können Gegenstände oder Bilder reingelegt werden, die eine Geschichte haben. Die Kinder können anhand ihnen wichtiger Dinge erzählen, was sie erlebt haben, oder auch ein bestimmtes Tagesritual schildern. Durch die Erzählung wird Erinnerung geschaffen, die die Zukunft des Kindes prägen kann. Ältere Kinder kann man eine Art Steckbrief malen lassen: Das bin ich, das ist unser Haus, das ist Mama, das ist Papa. Geschwister

Alle haben ihre eigene Lebensgeschichte. Jedes Kind ist einmalig.

und Großeltern können darauf ebenso stattfinden wie andere für das Kind wichtige Personen. Was Kinder so ebenfalls lernen: Auch wenn sie in einem Gefüge aus Eltern, Geschwistern und Großeltern aufwachsen, vielleicht die Nase vom Papa und die Augen von Mama haben und das alte T-Shirt der Schwester auftragen, so sind sie doch einzigartig. Dieter Lotz erklärt den Nutzen der biografischen Betrachtung so: „Alles Typische kennzeichnet dieses eine Kind und macht das Kind unverwechselbar eigen: diese Großeltern, dieses Land, diese Familie, diese Wohnung. Mehr noch: Die Kinder haben teil an anderen, ihnen fremden Kulturen.“ Jedes Kind hat eine eigene Familiengeschichte, eine andere Art, Dinge zu erzählen, ein eigenes Lachen. Kurz: eigene Gedanken, Erlebnisse und Fähigkeiten, die jedes Kind einmalig machen.



Unsere Autorin, Mutter einer Tochter, musste dieser im letzten Urlaub im Familiendomizil die Ahnengalerie an der Wand aufsagen und kam ganz schön ins Stocken: Wer waren all diese Menschen – die ja mit ihr verwandt sind? Eine Erinnerung, den eigenen Stammbaum zu pauken.



So traurig er ist: Der Tod sollte Raum im Leben haben. Auch bei Kindern.

Wir sind sehr traurig ...

Oma ist „verreist“, Hasi ist „weggehoppelt“ ... die schlimme Wahrheit möchte man Kindern oft ersparen. Aber: lieber nicht. Denn ein verquere Umgang mit dem Thema Tod macht Trauer für Kinder noch schwerer, als sie es ohnehin schon ist.

Interview: Roland Rödermund Foto: Bernd Westphal

Augen zu, Luft anhalten, Kopf unter die Decke. Bin ich jetzt tot? Oder so wie tot? Schon kleine Kinder haben ein großes Interesse am Thema Tod und bauen ihn in ihr Spiel ein. Über sinnliche Erfahrungen wird versucht, sich vorzustellen, wie das so sein könnte, wenn man nicht mehr lebt. Das sollte man als Erziehender aber nicht erschrocken abtun oder unterdrücken. Schließlich gehört der Tod zum Kreislauf des Lebens dazu. Bloß: Wie redet man mit Kindern darüber? Was verstehen sie, was ist zu abstrakt und zu beängstigend? Erwachsene sind oft ratlos, wenn Kinder sie mit dem Thema konfrontieren, und geraten ins Stottern. Oder sind im schlimmsten Fall komplett überfordert mit der Situation: wenn ein Kind, wenn eine Familie trauern muss. Wie kann man mit einem solch schweren Thema umgehen? Wir

haben dazu mit der Hamburger Kinder- und Jugendpsychologin Dr. Marion Pothmann gesprochen. Sie berät und therapiert Kinder und Jugendliche, die einen Elternteil oder nahe Verwandte verloren haben, zum Beispiel ein Geschwisterkind – oder junge Menschen, die selbst schwer erkrankt sind und deshalb früh mit dem Thema Tod konfrontiert werden. Und sie berät auch deren Eltern. „Es wäre schön, wenn wir mit allen Kindern selbstverständlicher über den Tod sprechen würden“, sagt sie beim Gespräch in ihrer Praxis in der Hamburger Innenstadt (www.praxis-pothmann.de). Dort ist es hell, geräumig, und auf dem Teppich zieht man sich erst mal die Schuhe aus: Er ist nämlich die Spielfläche für die Kinder.



„Was ist Tod?“ Wie kann man kindgerecht einem drei- oder vierjährigen Kind diese Frage beantworten?

Da Kinder das erst mal noch nicht kognitiv, sondern sinnlich verstehen, würde ich Dinge sagen wie: Jemand lebt nicht mehr. Der kann sich nicht mehr bewegen, nicht mehr sprechen, und der kommt nicht mehr wieder. Sein Körper ist nicht mehr warm, und er kann auch nicht mehr mit Dir spielen. Das ist sehr traurig.

Ab wie viel Jahren haben Kinder von sich aus eine Vorstellung vom Tod?

Schon sehr früh. Sobald Kinder sich verständigen können, hören sie den Begriff auch und nehmen ihn auf. Oft haben sie dann noch keine genaue Vorstellung von der zeitlichen Komponente und der Unendlichkeit. Anfangs wird zunächst mal die Komponente der Trennung wahrgenommen, und erst im Laufe der Zeit entwickeln die Kinder eine Vorstellung davon, dass der- oder diejenige nicht mehr lebt und nicht mehr zurückkommt. Das kommt dann im Grundschulalter, in den frühen Entwicklungsphasen können Kinder die kognitive Komponente noch nicht begreifen. Aber sie spüren ganz viel, weil das Thema in dem Alter über die Sinne erfahren wird. Oft liegen Kinder beim Spielen ja plötzlich regungslos da und sagen: „Ich bin jetzt tot“, sie versuchen es am eigenen Leib durchzuspielen. Aber: Das ist gut! Denn auch Kinder müssen den Tod begreifen, das ist ein ganz normales Bedürfnis.

Und ab welchem Alter können Kinder Trauer wahrnehmen oder begreifen?

Kinder empfinden in jeder Altersspanne ein Verlustgefühl. Auch als Säugling, wenn sie sich noch nicht sprachlich ausdrücken können. Wenn ein Elternteil wegfällt, spüren Babys das bereits: Gerüche fehlen, Berührungen fehlen, da gibt es eine Veränderung, die das Kind spürt. Dann kann es schon sein, dass das Baby unruhiger wird, nicht mehr schläft, mehr schreit oder andere Verhaltensauffälligkeiten zeigt.

Sollte denn auch jedes Kind, das trauert, eine Trauerbegleitung haben?

Nein, Trauer, Tod und Sterben sind an sich erst einmal nicht therapiebedürftig. Im Gegenteil: Es ist erstaunlich, wie gut Kinder damit umgehen. Viel besser als wir Erwachsenen. Das kommt zum einen daher, dass sie einen natürlicheren Umgang damit haben. Sie holen sich von sich aus die emotionale Unterstützung, die sie brau-

chen – das können Erwachsene häufig nicht. Deshalb erlebe ich oft Erwachsene, die sehr viel Angst haben, ob ihr Kind auch gesund trauert. Natürlich ist Trauer ein Zeichen von großer Not und großen Einschnitten, aber meist haben Kinder Ressourcen, die sie das Erlebte erstaunlich gut verarbeiten lassen.

„Man muss es den Kindern so erklären, wie es ist.“

Wie kann man als Eltern mit kleinen Kindern über dieses schwere Thema sprechen?

Meine Erfahrung ist, je früher und je normaler man mit ihnen darüber redet, desto besser. Dann ist es für die Kinder auch leichter, einen Verlust zu verarbeiten. Wenn wir Sätze sagen wie „Es ist nicht so schlimm“, dann signalisieren wir den Kindern einerseits: Doch, es ist ganz schlimm! Weil sie spüren, dass wir ihnen was vormachen, weil wir uns nicht trauen, sie mit der Wahrheit zu konfrontieren. Dadurch wird es für sie manchmal noch schlimmer. Andererseits führt ein verharmlosender Satz wie „Oma ist verreist“ eventuell dazu, dass Kinder sich bei der nächsten Dienstreise von Mama oder Papa große Sorgen machen, weil sie denken, er oder sie komme nie wieder. Dann verknüpfen sie Zusammenhänge falsch. Manche Eltern sagen auch, dass ein verstorbene Haustier „über Nacht in Freiheit gehoppelt“ sei. Das ist ein Vertrauensbruch, der das Kind umso mehr trifft, wenn es ihn irgendwann herausbekommt.

Und wie kann man dem Kind das mit Oma erklären?

Ganz einfach so, wie es ist: „Oma ist gestorben, und sie wird auch nicht wiederkommen. Deshalb sind wir sehr traurig und weinen auch manchmal. Aber das gehört leider zum Leben dazu.“ Man sollte Kindern das Gefühl geben, dass Trauern wichtig und auch erlaubt ist.

Gibt es dennoch Dinge, vor denen man Kinder schützen sollte?

Zu krasse Emotionsausbrüche, würde ich sagen. Natürlich darf man weinen, das gehört zu den Emotionen dazu. Aber jedes Kind versucht, seine Eltern zu trösten,

und da, wo ein Elternteil instabil ist, Stabilität zu schaffen. Darin sind Kinder unglaublich gut, auch schon mit ein, zwei Jahren. Das würde ich auch nicht verteufeln, es ist gut für Kinder zu merken, dass sie helfen können. Aber auf Dauer muss ein Kind merken: Meine Eltern schaffen das selber. Sie haben Freunde oder holen sich Hilfe, ich darf mal ein Taschentuch reichen, aber ich muss nicht komplett die Stütze sein.

Was hilft Kindern in so einem Zustand?

Ganz wichtig: sie erst mal in ihren Emotionen wahrzunehmen. Wie gehen Kinder überhaupt damit um? Verdrängen sie ihre Gefühle, weil sie noch nicht die Anzeichen einer bestimmten Trauerphase zeigen? Oder muss man sich keine Sorgen machen, weil Trauer bei Kindern wie Erwachsenen nicht linear, geschweige denn logisch verläuft? Oft sind Kinder sehr ruhig und sehr lieb, und man könnte meinen, dass sie hervorragend mit der Situation umgehen. Aber oft sind sie dann überangepasst, um den Eltern die Situation so leicht wie möglich zu machen. Das passiert zum Beispiel, wenn ein Geschwisterchen stirbt. Das hat auch Einfluss auf das übrig gebliebene Kind in der Familie. Hier haben Kinder doppeltes Leid: den Verlust des Geschwisterkindes und die große Trauer der Eltern, die sie mitnimmt.

Wann würden Sie eine Trauerbegleitung anraten?

Wenn ein solcher Zustand über mehrere Wochen oder Monate andauert oder das Kind sich richtig auffällig verhält, in Aggression verfällt oder extrem ängstlich wird, sich gar nicht mehr trennen mag, besteht die Gefahr, dass das Kind den nächsten Entwicklungsschritt nicht von selbst schafft. Dann sollte man genauer hinschauen und eine Trauerbegleitung in Erwägung ziehen.

„Kinder haben eine erstaunlich hohe Resilienz.“

Wie arbeiten Sie mit kleinen Kindern?

Ich rede erst einmal mit den Eltern, um herauszufinden: Wie geht die Familie mit der Trauer um? Oft löst sich erst beim Kind was, wenn sich die Eltern in Beratung begeben. Weil sie merken: Jetzt kümmert sich jemand

anders um Mama oder Papa. Mit dem Kind selbst schaffe ich ganz viele Spielsituationen, dadurch werden Prozesse angeregt. Kinder haben, das stelle ich immer wieder fest, eine erstaunlich hohe Resilienz, also eine Kraft aus sich heraus, mit neuen Lebenssituationen umzugehen. Aber sie brauchen Zeit dafür und gegebenenfalls Unterstützung. Es ist ohne Zweifel für jedes Kind schlimm, wenn ein Elternteil oder naher Vertrauter stirbt. Aber es ist auch nicht unwahrscheinlich, dass ein Kind dieses später in sein Leben integriert.

Was ist noch wichtig?

Dass Kinder ihre Emotionen ausleben dürfen. Sie dürfen zum Beispiel ganz schrecklich wütend sein. Dinge zerstören oder ein anderes Kind hauen geht natürlich nicht, aber ein Kind darf in ein Kissen boxen und laut brüllen, wenn das Bedürfnis da ist. Man darf Gefühle nicht verbieten, man darf sie aber umleiten. Denn sie sind eine natürliche Reaktion auf Trauer, darin würde ich ein Kind nicht beschneiden wollen.

Wie hilft Religion bei der Trauerverarbeitung?

Das hängt vom persönlichen Zugang der Familie zu dem Thema ab. Man sollte Kindern nichts aufstülpen. Wenn sich ein Kind vorstellt, dass es irgend eine Art von Gottheit gibt, da ist Mama oder Opa jetzt, und die passen auf sie oder ihn und mich auf, dann erlebe ich oft, dass Kinder aus religiösen Familien gestärkter aus solchen Trauerphasen gehen.

Sollten wir mit kleinen Kindern generell mehr über das Thema Tod sprechen?

Unbedingt. Schon die kleinsten Kinder fragen ja danach. Wenn man Kinder davor bewahren möchte, bewirkt man eher das Gegenteil: Sie werden unsicher und ängstlich. Der Tod sollte behutsam Raum haben im Leben – bei allen Kindern.

Neulich erzählte ein Kollege, dass seine vierjährigen Zwillinge fragten, ob sie in Hamburg wohnen bleiben, falls Mama und Papa sterben sollten ...

Eine gute Frage! Man könnte den beiden erklären, dass der Tod der Eltern sehr unwahrscheinlich ist. Ich male manchmal ganz viele Menschen auf und erkläre daran, dass nur einer von ihnen in nächster Zeit stirbt und die meisten erst mal weiterleben. Man könnte den beiden auch erklären, dass für sie auf jeden Fall bestens gesorgt wäre. Die Botschaft ist: Selbst wenn jemand stirbt, es geht weiter – geordnet. Das ist wichtig für Kinder.



Macht das mal unter Euch aus!

„Papa, Mia alleine!“ Den energischen Ausruf von Kindern kennen wir alle. Einerseits möchte man ihnen ja auch bei allem freien Lauf lassen, wenn sie ein Gerüst hinaufklettern, im Park auf Entdeckungstour gehen oder mit anderen Kindern spielen. Theoretisch. Praktisch muss man sich oft ganz schön zusammenreißen, um nicht einzuschreiten, weil man sich Sorgen macht, dass die Kleinen sich wehtun/plötzlich weg sind/sich beim Spielen in die Haare kriegen. Doch durch das ständige Ausprobieren und Ausloten ihrer Grenzen im Trial-and-Error-Prinzip erweitern Mädchen und Jungen ihre sozialen Handlungskompetenzen und werden selbstbestimmte Individuen, die aktiv an Gruppenprozessen teilnehmen. Und im Kita-Alter spüren Kinder sehr intensiv den Wunsch, selbstbestimmt zu handeln, sie merken, dass sie selbst die Hauptdarsteller ihres Lebens sind. Das ist wichtig für Selbstwirksamkeit und Selbstvertrauen in die eigenen Handlungen. ICH kann da hochklettern! ICH will wissen, was da hinten bei den Bäumen los ist! ICH will jetzt sofort auf die Schaukel. Der freie Wille funktioniert nur, wenn die Kinder spüren, dass auf die Erziehenden trotzdem Verlass ist. Denn wenn es hart auf hart kommt, sind Sie und wir natürlich zur Stelle, um Kletterhilfe zu geben, sie wieder einzufangen oder Streit zu schlichten.



Das Wort „Heuljause“ macht Flecken – und zwar auf der Kinderseele.

Was Du nicht willst, dass man Dir tu ...

Eltern sind Vorbilder. So einfach ist das. Oder so schwierig, wenn man bedenkt, dass auch Mamas und Papas nur Menschen sind.

Text: Sabine Cole Foto: Bernd Westphal

„Nee, ich mach keinen Kuchen am Wochenende. Ich bin schon wieder so fett geworden. Ich geh mal joggen.“
„Kann die blöde Kuh nicht Auto fahren? Alte, lass die Karre stehen, geh zu Fuß, das darf doch nicht wahr sein.“
„Mit Sven und Tanja, das geht nicht mehr lange gut, so wie die sich gehen lässt, ist das auch kein Wunder. Ewig dieses Gejammer.“
„Politiker lügen einem die Hucke voll. Kein Wunder, dass hier alles den Bach runtergeht. Die stopfen sich doch eh nur die Taschen voll.“

Ah, was für ein grässlicher Anfang für einen Artikel. Lauter Schimpfereien, und wir haben nur die weniger schlimmen als Beispiel genommen. Jede Aussage enthält Selbstvorwürfe, Beleidigungen oder Plattitüden, dafür wollen wir uns an dieser Stelle vielmals entschuldigen. Aber, fallen Sätze wie diese nicht ständig zu Hause oder unterwegs? Dann, wenn keiner zuhört, natürlich nur. Außer vielleicht dem kleinen Zweiohrhasen, der hinten im Autositz versonnen aus dem Fenster guckt. Oder den Spielmäusen, die nebenan Lego stapeln. Aber die kriegen das doch gar nicht mit. Oder doch? Nur mal schnell gucken, ob die SMS angekommen ist. Eine Zigarette im Garten rauchen. Noch einen Teller mehr essen, schmeckt doch so gut. Nichts essen, weil man abnehmen muss. Müde nach der Arbeit rumbrüllen, weil wieder alles in der Gegend rumliegt. Am Samstag nach dem Großeinkauf eine Tüte Gummibärchen futtern. Über

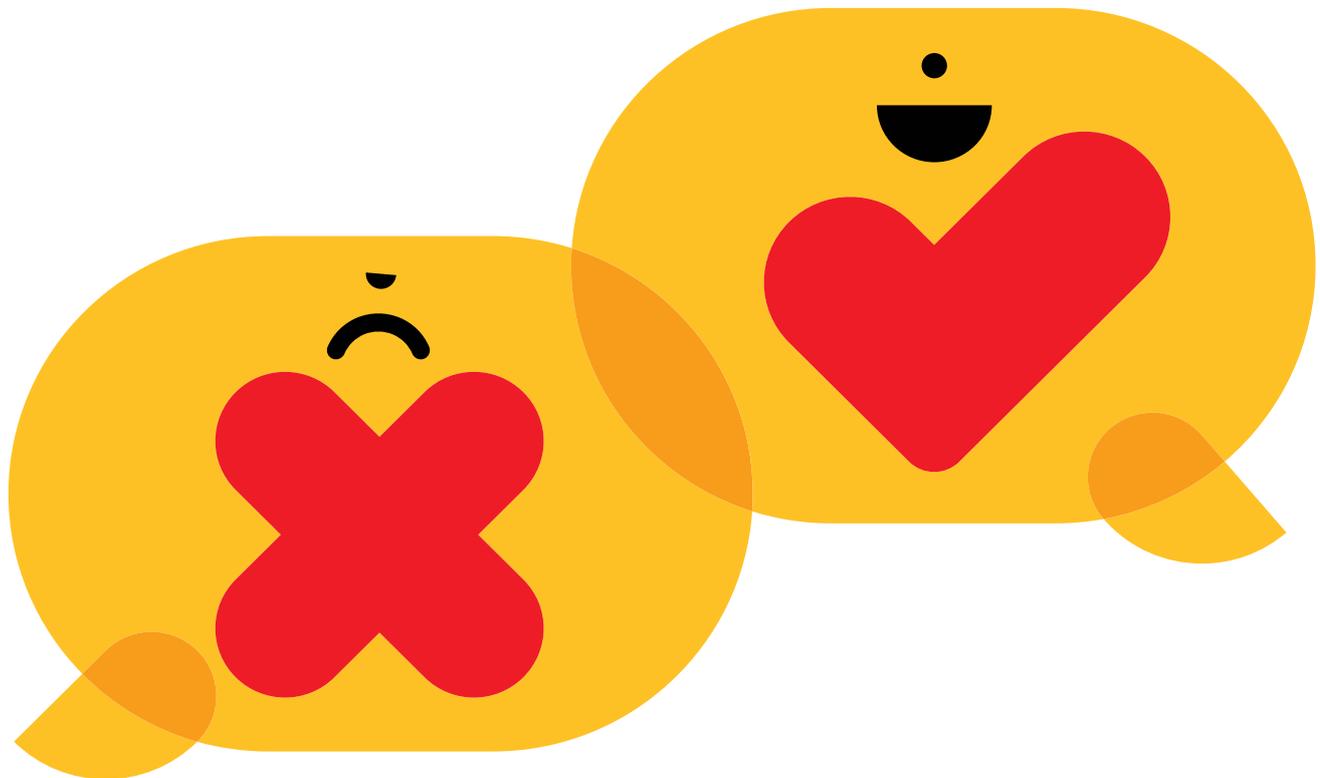
Tante Gerda herziehen. Kein Mensch ist perfekt. Jedem platzt mal die Hutschnur. Man muss Dampf ablassen, damit der Druck nicht zu groß wird. Aber wenn Kinder mithören, dann saugen sie all das auf wie ein Schwamm. Imitieren und lernen nicht nur das Gute, das Eltern ihnen vorleben, sondern eben auch das, was man nicht weitergeben möchte. Kinder, die viel angeschrien werden, brüllen irgendwann ihre Spielkameraden an. Wenn Mutti sich ständig infrage stellt, werden ihre Mädchen auch anfangen, sich vor dem Spiegel hässlich zu finden. Wenn Papa nicht beim Abräumen hilft, warum sollten es die Kinder tun? Wenn Mama immer sagt, ach, das weiß Papa besser, was denken Kinder dann?

Kinder sind wie ein Echo. Sie nehmen mit Begeisterung ausgerechnet das auf, was sie lieber überhören sollten. Für Eltern ist das eine tolle Chance. Denn Kinder halten uns ehrlicher den Spiegel vor, als das Erwachsene je tun würden. Wenn wir das Bild darin nicht mögen, dann können wir ja versuchen, es zu ändern. Wir können versuchen, ein besseres Vorbild zu sein. Und sollte uns das, trotz ernsthafter Anstrengungen, mal nicht gelingen, dann können wir uns und unseren Kindern eingestehen, dass wir es nicht immer schaffen, gute Vorbilder zu sein. Und schon sind wir es doch: Vorbilder in Sachen Kommunikation, Reflexion und Selbstkritik. Das ist doch schon mal was.

Die Kunst des Verhandeln.

Kinder wollen handeln. Und Eltern müssen manchmal verhandeln, wie viel Handlungsfreiheit sie Kindern geben, wo Einschränken wichtig ist und wo Unnachgiebigkeit zählt und vor allem auch, wie man als Erwachsener Freiheiten für sich selbst rausholt. Ein Plädoyer für mehr Handeln. In alle Richtungen.

Text: Sabine Cole



„Matilda, lass das mal, ich bring das gleich rüber.“
 „Papa, ich mach das, alleeeeeine!“ Das Experiment „Milch selber eingießen und dann von der Küchenzeile zum Esstisch tragen“ wird mit hoher Wahrscheinlichkeit in eine der beiden Szenarien münden: A) Die erste Pfütze entsteht beim Eingießen. Der verbliebene Milchpegel im Becher plumpert entlang des Weges auf den Boden, der Becher wird mit einem triumphierenden Touchdown auf den erreichten Esstisch gehoben. Ein bedeutender Rest ist im Becher verblieben. Mission erfolgreich durchgeführt, Papa wischt hinterher, Kind stolz. B) Becher kippt beim Eingießen um, Kind erst erstaunt, wischt dann mit den Fingern noch ein bisschen in der Pfütze rum, Papa schimpft genervt, Kind heult.

Handeln heißt, etwas zu tun mit einem bestimmten Ziel. Zum Beispiel Milch eingießen ohne Verschlabberrn! Wenn man drei Jahre alt ist, eine große Aufgabe. Das kann klappen. Muss aber nicht. Denn die motorische Aufgabe ist vergleichbar mit Papas diffizilem Versuch, den Inhalt eines Rotweinschwenkers in die Flasche zurückzugießen. Manchmal hat man die Nerven, den Ausgang des Experiments auszuhalten, manchmal nicht. Belohnt wird geduldiges Hinterherwischen mit schnellem Lerngewinn beim Kind. Und mit Erfolgserlebnissen und der Gewissheit, selbst etwas ausrichten zu können. Selbst wirksam zu sein.

„Matilda, lass mich bitte einfach mal fünf Minuten in Ruhe duschen, ja? Das muss doch mal möglich sein.“ Mama macht die Tür zu. Kind steht vor der Tür, plötzlich geht alleine aber absolut überhaupt nicht. Kind ruft, Mama reagiert nicht, Kind macht die Tür auf, zieht den Duschvorhang zur Seite und guckt, ob Mama noch da ist, Mama kriegt Schaum in die Augen und duscht das Bad nass. Kind heult. Mama auch gleich. Sind fünf Minuten Ruhe zu viel verlangt? Wie lange sind fünf Minuten? Vielleicht gibt Mama Matilda das nächste Mal eine Eieruhr mit vor die Badezimmertür. Vielleicht hilft das. Vielleicht nimmt Matilda die Uhr aber auch auseinander. Wer weiß. Aber dann hat Mama wenigstens in Ruhe geduscht. Eins nach dem anderen.

Kinder lernen zu handeln, indem sie handeln dürfen. Kinder müssen aber auch lernen, dass sie es manchmal aushalten müssen, nicht zu handeln. Und Eltern müssen entscheiden, wann sie streng bleiben sollten, wann sie die Handlungsfreiheit per Regel einschränken (Schlafengehenszeit, vorher Zähne putzen, den Hund nicht triezen).

Bei unverhandelbaren Zielen hilft Klarheit allen Beteiligten. Und Eltern müssen für sich entscheiden, wann sie sich kooperativ zeigen. Denn ein Ziel lässt sich oft auf mehreren Wegen erreichen.

„Du darfst Dir die Milch selbst einschenken. Dann gibst Du mir das Glas, aber ich trage es aus der Küche zum Esstisch, weil ich nicht den Wohnzimmerboden putzen will.“ „Ich dusche jetzt fünf Minuten, in der Zwischenzeit darfst Du bei mir im Badezimmer ein Buch lesen.“

Verhandlungen zur Kompromissfindung lassen unterschiedliche Rollen zu. In welcher Verhandlungsposition befinde ich mich? Welches Ziel verfolge ich? Mit wem verhandle ich? Mit einem gut gelaunten oder einem sehr müden Verhandlungspartner? Ersteres verspricht Erfolg, Letzteres Scheitern. Will ich etwas vermitteln oder mich durchsetzen? Habe ich Zeit für Diskussionen, oder befinde ich mich unter Zeitdruck, weil ich zum Beispiel zur Arbeit muss?

„Ich will ein Eis.“ „Ich muss erst die Einkäufe aus dem Auto holen und in den Kühlschrank tun, sonst wird alles schlecht.“ „Ich will aber ein Eis.“ „Wenn wir fertig sind, kriegst Du ein Eis.“ „Jetzt.“ „Wenn Du mir hilfst, geht es schneller.“ „Nein.“ „Du könntest die Tüten ausräumen und mir die Sachen anreichen, dann findest Du das Eis.“ „Ja.“

Als Elternteil sitzen Sie am längeren Hebel. Verhandlungen mit Kindern sind nicht eben ein Konzept auf Augenhöhe. Schon allein die Größe bringt die Kleinen in eine schlechtere Ausgangsposition. Meistens zumindest. Wenn das Kind allerdings partout nicht will, hat es durchaus Möglichkeiten, sich durchzusetzen. Kinder können brüllen, sie können sich weigern zu schlafen, nichts essen.

Manchmal hilft dann nur noch ein Überraschungsangriff, eine Finte, ein Ablenkungsmanöver. Denn sich grob durchzusetzen ist keine Option. Geduld, Humor, Kreativität und die Fähigkeit, auch mal über sich selbst zu lachen, sind bei Erwachsenen wie Kindern die Spielmasse für Handeln und Verhandlungen. Und eins können sich Erwachsene bei Kindern in puncto Verhandlungsgeschick abgucken: Kinder wissen immer, wer das Sagen hat. Sie verhandeln sofort mit dem Entscheider.



Kein Mensch ist eine Insel.

Mit dem Inselbild hat der britische Dichter John Donne ins Schwarze getroffen. Natürlich sind auch Kinder soziale Wesen, die Kontakt zu anderen Menschen brauchen, ob sie kuscheln oder quasseln, zusammen eine Bude bauen oder über den Spielplatz toben, Hilfe brauchen oder einfach nur zusammen lachen. Die frühkindlichen Bindungserfahrungen sind elementar wichtig – denn sie bilden den Grundstein für die soziale Kompetenz. Und die wiederum gleicht später unsere individuellen Wünsche und Motive mit denen der Gruppe ab, in der wir uns jeweils befinden: Familie, Mitschüler, Arbeitskollegen. Eigentlich machen wir im Kinderzimmer alles zusammen. Die Kinder verhandeln miteinander über Spiele, arbeiten gemeinsam an Projekten, lernen, dass jeder seine eigenen Grenzen hat, und vertragen sich, wenn es mal zum Streit kommt. Dabei haben wir aber auch im Blick, dass manche Kinder stiller sind und länger brauchen, um auf andere zuzugehen. Und manchmal möchten auch die extrovertiertesten Knirpse mal für sich sein und einfach nur die Kuscheldecke über den Kopf ziehen – in der Gruppe darf jeder sein, wie er mag.

Du bist gut so, wie Du bist!

Manchmal, gar nicht so selten, bringen uns Kinder an den Rand der Verzweiflung. Sie toben, wenn sie still sein sollten. Sie wollen auf den Arm, wenn man schon kaum die Einkaufsstützen tragen kann. Sie machen jeden Abend dasselbe Theater. Und sie machen das alles nicht absichtlich – nicht, um uns zu nerven, nicht, um Grenzen zu testen, und nicht, weil sie falsch erzogen worden wären. Sie machen das, weil sie sich nicht anders ausdrücken können. Und das ist gut so. Denn sie sind ja noch Kinder. Und das versuchen wir jetzt einfach mal zu verstehen. Denn wir Eltern wissen:

Text: Sabine Cole

Du bist gut so, wie Du bist! Wenn Du Dich vor gekochtem Gemüse ekelst, dann akzeptiere ich das. Deine Zunge, Dein Geschmackssinn haben noch wenig Erfahrung. Wenn Du das matschige Gefühl auf der Zunge nicht magst, dann respektiere ich das. Ich werde versuchen rauszufinden, was genau Du eklig findest. Ist es die Pelle der Tomate? Ist es das Cremig-Schmierige beim Kürbis? Oder einfach nur die Farbe? Dann werde ich versuchen, eine Lösung mit Dir zu finden. Vielleicht isst Du das Gemüse erst mal roh? Oder ich püriere alles? Wenn ich keine Lösung mit Gemüse finde, dann gibt es vielleicht eine ohne.

Du bist gut so, wie Du bist! Du willst unbedingt in diese dicke Pfütze hopsen. Du nimmst schon Anlauf, so sehr freust Du Dich auf den Sprung, weil Du weißt, es spritzt so herrlich. Ich verbiete Dir reinzuhüpfen, weil wir keine

Wechselsachen dabei haben, es kalt ist und wir gleich noch mit der S-Bahn fahren müssen. Du wirst stinkeyütend. Du bist noch zu klein, um mich zu verstehen. Du bist noch zu klein, um Deinen Plan zu ändern. Du kannst allein einfach nicht die Kurve kriegen. Deswegen schlägst Du um Dich, kriegst eine knallrote Birne und hörst mich nicht mehr. Ich weiß, dass das nichts mit mir zu tun hat. Ich verstehe Deine Wut, aber ich kann Dich trotzdem nicht in die Pfütze lassen. Ich nehme Dich auf den Arm und trage Dich ein Stück weiter. Ich tröste Dich und biete Dir vielleicht ein alternatives Vergnügen an. In der S-Bahn darfst Du auf meinem Schoß stehen und aus dem Fenster gucken. Das darfst Du sonst nie!

Du bist gut so, wie Du bist! Du nörgelst beim Einkaufen und versuchst, Dich die ganze Zeit aus dem Einkaufswagen zu winden. Wir haben nicht viel Zeit, und ich

kann Dich nicht laufen lassen. Du krakeelst. Und jammerst und brüllst, und alle gucken. Und ich hab Dich trotzdem lieb. Denn ich weiß, dass Du das nicht machst, um mir den Tag noch stressiger zu gestalten. Du machst das, weil Du selbst müde bist. Du warst acht Stunden im Kindergarten. Länger als ich bei der Arbeit. Was für eine Leistung! Viel lieber würdest Du jetzt auf dem Sofa mit mir kuscheln und ein Hörspiel hören. Das würde ich auch lieber, aber ich muss noch fürs Abendessen einkaufen. Ich erkläre Dir, dass ich weiß, was Du jetzt leistest. Und dass ich mich beeile und nur das Nötigste kaufe. Und dass Du eine arme müde Maus bist, und ich halte Deine Hand. Mit der anderen Hand kann ich auch den Wagen schieben. Die Leute können uns völlig egal sein, die wissen ja nicht, was wir beide heute schon hinter uns haben. Dann verspreche ich Dir, dass Du gleich an der Kasse bezahlen darfst. Nicht, weil Du brav sein sollst, sondern einfach nur so. Weil ich verstehe, dass man müde einfach nicht einkaufen sollte. Und es trotzdem manchmal muss.

Du krakeelst. Und jammerst und brüllst, und alle gucken.

Du bist gut so, wie Du bist. Du willst nicht Zähne putzen. Du presst die Lippen aufeinander wie eine Schraubzwinge. Ich will Dich aber fertig machen und ins Bett bringen, der Babysitter wartet, und ich habe heute Abend Theaterkarten mit Mama. Ich gucke auf die Uhr und frage Dich: Ist das okay, wenn Du mit Lisa Zähne putzt? Dann können wir die restlichen zehn Minuten lieber noch was Schönes machen. Wir nehmen zwei dicke Kissen, klemmen Dich dazwischen und spielen, dass Du ein Brötchen bist, und ich bin ein Riese und will reinbeißen. Dann gehen Mama und ich. Ist das okay? Auch wenn Du dann vielleicht kurz weinen musst? Lisa hält das aus, die kennt Dich ja schon fast so lange wie wir.

Du bist gut so, wie Du bist! Du hast Deine kleine Schwester geschubst, weil sie Deinen Lieblingsball wegnehmen wollte. Wir fragen die Kleine, warum sie das gemacht hat. Vielleicht wollte sie mit Dir spielen? Und Du? Hast

Du Lust dazu? Was wolltest Du gerade mit dem Ball machen? Wie wäre es, wenn wir ein bisschen gemeinsam spielen, und Lisa ist Schiedsrichter? Ich verstehe, dass Du keine Lust hast, immer der vernünftige große Bruder zu sein. Du bist zwar schon älter, aber trotzdem noch ein kleiner Junge. Du hast Deine Schwester geschubst, weil Dir das manchmal alles zu viel wird mit der frechen Nudel. Ich helfe Dir, damit klarzukommen, dass da immer jemand ist, mit dem Du Dich arrangieren musst.

Du bist gut so, wie Du bist. Du bist eine Mutter und manchmal müde und wirst wütend, weil Du Dinge nicht in dem Tempo erledigen kannst, von dem Du glaubst, es sei das wichtige und richtige. Du bist gut so, wie Du bist. Du bist ein Papa, der erst mal Anschwung braucht, wenn er am Wochenende Zeit mit seinen Kindern verbringen will, aber den Kopf noch voll von der Woche hat. Ihr seid gut so, wie Ihr seid, weil Ihr Euch wertschätzt in dem Versuch, die bestmöglichen Eltern zu sein. Ihr verzeiht Euch, wenn Ihr Fehler macht, und versucht, es beim nächsten Mal besser hinzukriegen. Ihr lasst Eure Kinder nicht allein, wenn sie wütend, traurig oder wild sind. Ihr müsst nicht konsequent sein, um Eure Stärke zu beweisen. Ihr seid sowieso die Stärksten! Ihr versucht, Eure Kinder zu verstehen. Ihr müsst keine Regeln durchsetzen, um gute Eltern zu sein. Ihr versucht nur, klar zu sein und klärend. Ihr respektiert die Grenzen Eurer Kinder. Und Ihr versucht, den Kindern auch Eure Grenzen zu vermitteln. Ihr seid liebevoll und wisst, dass Eure Kinder Euch bedingungslos lieben. Und dass sie mit Euch kooperieren wollen. Und wenn ihnen das mal nicht gelingt, dann versucht Ihr rauszufinden, warum. Denn Ihr seid alle gut so, wie Ihr seid.



Lesen Sie mehr zu dem Thema, wie Sie besser auf Gefühlsausbrüche Ihrer Kinder reagieren können, ab Seite 63.



Die Milch verschüttet? Ich?! Das war doch mein unsichtbarer Freund!



Mein unsichtbarer Freund.

„Unser vierjähriger Sohn hat seit Kurzem einen unsichtbaren Spielgefährten. Wenn wir ihm diesen Freund ausreden wollen, wird er wütend. Müssen wir uns Sorgen machen?“

Text: Doris Heueck-Mauß Foto: I Like Birds

Internationale Studien sagen, dass 37 Prozent der Kinder zwischen drei und sieben Jahren eine Weile mit einem imaginären Freund zusammenleben. Ihre Freunde entstehen in der Fantasie, sie sind mal bärenstark und schlau, mal keck und klein, aber immer unsichtbar. Andere Kinder beseelen zusätzlich ihre Stofftiere oder Gegenstände, mit denen sie reden und streiten, die sie ständig begleiten und schützen. Ein Ball im Wasser kann ein Delfin sein, ein Stock ein Pferd. Kommt ein Erwachsener hinzu, ist es sofort wieder der Stoffhase, Stock oder Ball. Das Kind wechselt blitzschnell zwischen seiner Fantasiewelt und der Realität. Insgesamt leben laut Studien 67 Prozent der Vorschulkinder in ihrer eigenen Vorstellungswelt.

Ihr Kind „spinnt“ also nicht, es ist vielmehr eine ganz normale Entwicklung, es zeugt sogar von Intelligenz, in diesem Alter zwischen Vorstellung und realer Welt umdenken zu können. Ihr Kind erfindet einen Fantasiefreund, der nicht immer ein Mensch sein muss. Diese Figuren entstehen entweder ganz in der blühenden Einbildungskraft oder werden durch Geschichten angeregt. Der eingebildete Freund begleitet Ihr Kind nun Tag und Nacht, er muss sich nicht an Regeln halten, tut Dinge, die man niemals mit Mama oder Papa machen kann (zum Beispiel mit einem Einhorn durch den Wald reiten), er schützt das Kind oder ermutigt es. Gerade Einzelkinder suchen sich häufig einen Freund, der immer bei ihnen ist.

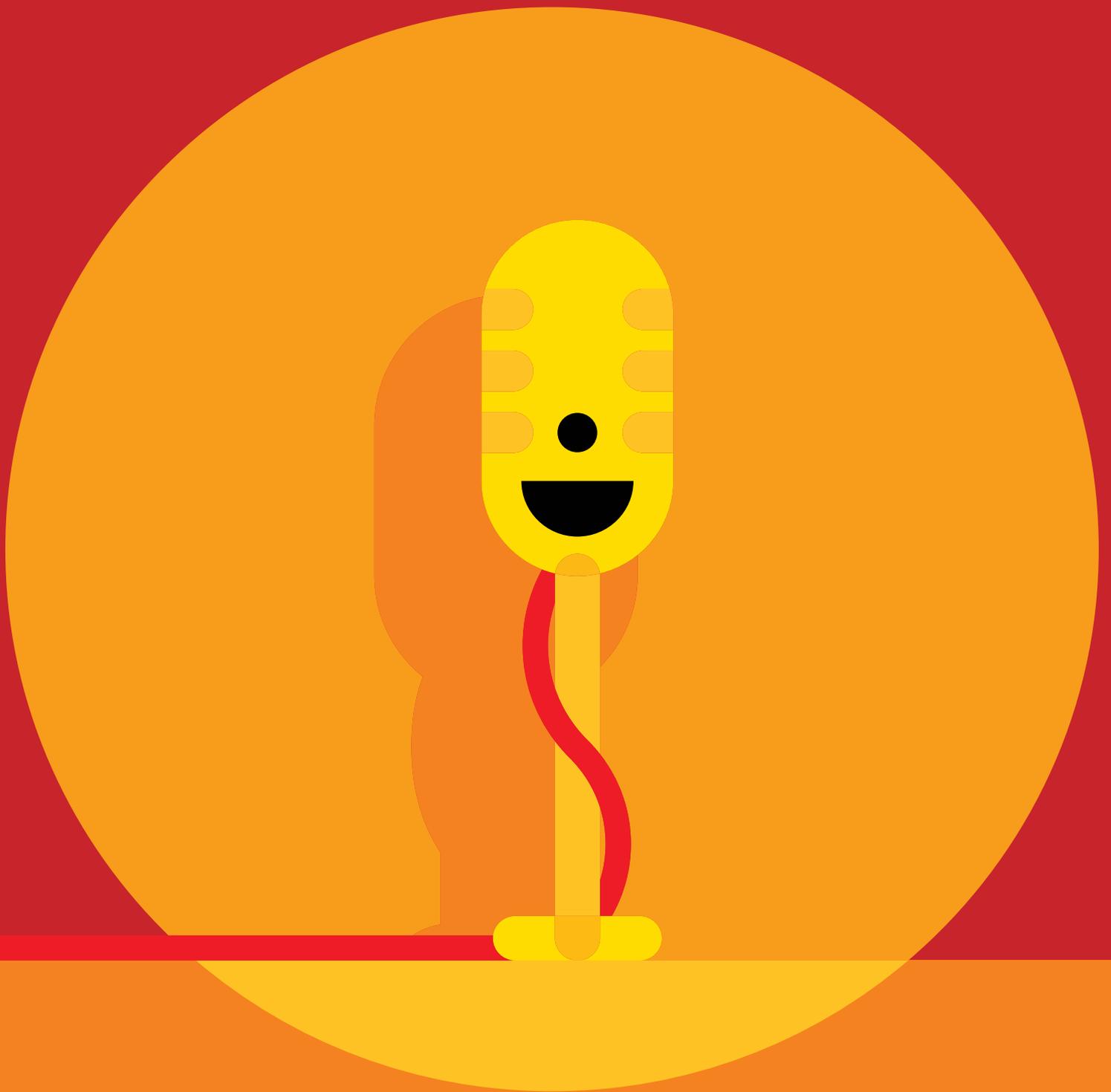
Wir Erwachsenen leben ständig in einer realen Welt, es fällt uns häufig schwer, uns auf die „verrückten“ Ideen unserer Kleinen einzulassen. Gehen Sie auf den unsichtbaren Freund ein, und lassen Sie ihn erzählen. So

können Sie erfahren, was Ihr Kind bewegt, wovor es Angst hat, was es sich nicht zutraut oder wie es gern wäre. Eher schüchterne Kinder werden sich einen starken Freund aussuchen. Großstadtkinder mit wenig Platz zum Toben suchen manchmal in ihrer Vorstellungskraft ein freieres Leben. Dieses unsichtbare Wesen begleitet Ihr Kind durch dick und dünn und hilft dabei, die Welt außerhalb des Elternhauses mit all den Gefahren, Verboten und Geboten zu bewältigen. Manche Kinder entwickeln sogar ihre eigene Fantasiestadt, mit einer eigenen Sprache oder eigenem Geld. In der Kindertherapie werden schüchternen, ängstlichen oder auch auffallend aggressiven Kindern diese Fantasiewesen manchmal als Helfer und Beschützer zur Seite gestellt.

Mit Eintritt in die Schule wird Ihr Kind immer mehr reale Freunde finden. Meist brauchen Kinder dann keine unsichtbaren Freunde mehr. Die kognitive Weiterentwicklung führt bei Grundschulkindern zu kritischem Denken, sie lernen, ihre Gefühle besser auszudrücken, und sind motorisch geschickter. Diese erweiterten Fähigkeiten helfen Ihrem Kind, die reale Welt immer besser zu meistern.



Unsere Autorin ist Entwicklungspsychologin und Psychotherapeutin und lebt in München. Sie ist Verfasserin der Bücher „Das Trotzkopfalter“, „So rede ich richtig mit meinem Kind“ und „Stressfreie Vorschuljahre“. Dieser Text erschien zuerst im Magazin „Family“, Ausgabe 5/2018. Er wurde für das kiziPendium redaktionell bearbeitet.



Das Leben ist eine Bühne.

Kunst, Musik, Theater – daran denken wir oft zuerst, wenn wir den Begriff Kultur hören. Aber Kultur umfasst all das, was der Mensch geschaffen hat (im Gegensatz zur Natur) – auch das Internet, Spiele, „Die Sesamstraße“ und sogar die Landwirtschaft gehören dazu. Eigentlich alles. Es ist sozusagen fast nicht möglich, nicht an der kulturellen Umwelt teilzunehmen. Sie ernährt uns, formt unsere Identität, unterhält uns, tröstet uns und regt uns zum Nachdenken an – wie Pflanzen mit Wasser muss sie mit geistigem Input versorgt werden. Und jeder bringt quasi seine eigene Kultur mit: durch seine Herkunft. Im Kinderzimmer fördern wir nicht nur den Umgang mit sinnvoller (Lern-)Kultur – Bücher lesen, Hörspiele hören, malen, bauen und spielen. Wir ermuntern die Kinder auch, Spielgruppen zu bilden und sich mit allen Gegebenheiten ihrer Umwelt gemeinsam auseinanderzusetzen. Diversität macht Lust, Dinge zu verstehen, stets im Austausch zu sein, schult aber die Kinder auch darin, den Erziehenden und anderen Kindern ihre Bedürfnisse mitzuteilen. Durch Sätze wie „Ich hab Hunger“ oder „Lass uns was spielen“ lernen sie, ihre eigenen Bedürfnisse in einer Gruppe zu formulieren und durchzusetzen.

Hinschauen ist völlig normal!

Kinder sind von Natur aus neugierig. Sie sind auch von Natur aus tolerant. Ihre Reaktion auf Diversität hängt also vor allem von zwei Dingen ab. Erstens: ob sie sich zum allerersten Mal mit Neuem konfrontiert sehen. Zweitens: wie ihre Umgebung auf etwas Neues reagiert.

Text: Isabella Bigler

Christina kam im Alter von drei Jahren mit ihren Eltern aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland. Ein Jahr später sah sie bei einem Stadtbummel zum ersten Mal einen schwarzen Mann. Das warf bei ihr eine Frage von großer Dringlichkeit auf: „Mama, welche Farbe hat bei ihm ein blauer Fleck?“ Prinzipiell kommt Kindern Andersartigkeit gar nicht komisch vor. Zumindest ist sie für sie nie etwas Negatives. Wenn sie am äußeren Erscheinungsbild einer Person etwas für sie ganz Neues sehen, dann finden sie das interessant. Und stellen Fragen, am liebsten der Bezugsperson ihres Vertrauens. Auf die Reaktion auf diese Fragen kommt es dann an. Reagiert die gefragte Person ausweichend oder gar mit Betretenheit, bekommt das Kind die Botschaft: „Hier ist irgendwas faul.“ Dann wird es dem Neuen gegenüber irgendwann misstrauisch. Reagiert die Person jedoch offen, wird das Neue einfach mit

„Aha, so was gibt es also auch“ angenommen. Je natürlicher die Umgebung auf Andersartigkeit reagiert, desto natürlicher reagiert auch das Kind. Außerdem ist das ja alles spannend: indisch essen gehen und einen Mann mit Turban treffen. Omas Geburtstag und deren Freundin mit den goldenen Zähnen. Der riesengroße Mann am Bahnhof, der immer zwei Treppenstufen auf einmal nimmt. Die Jungs mit den glitzernden Feenflügeln beim Christopher Street Day. Das neue Mädchen beim Kinderturnen, das ganz kurze, rote Haare hat und dessen Name keiner beim ersten Mal richtig ausspricht. Toleranz muss man Kindern nicht „beibringen“. Man muss eigentlich nur verhindern, dass sie ihnen abtrainiert wird. Die Reaktion von Christinas Mutter, die genauso wie ihre Tochter zum ersten Mal einem Schwarzen persönlich begegnete, war übrigens ziemlich gut: „Keine Ahnung. Wollen wir ihn zusammen fragen gehen?“















Alle für eine(n).

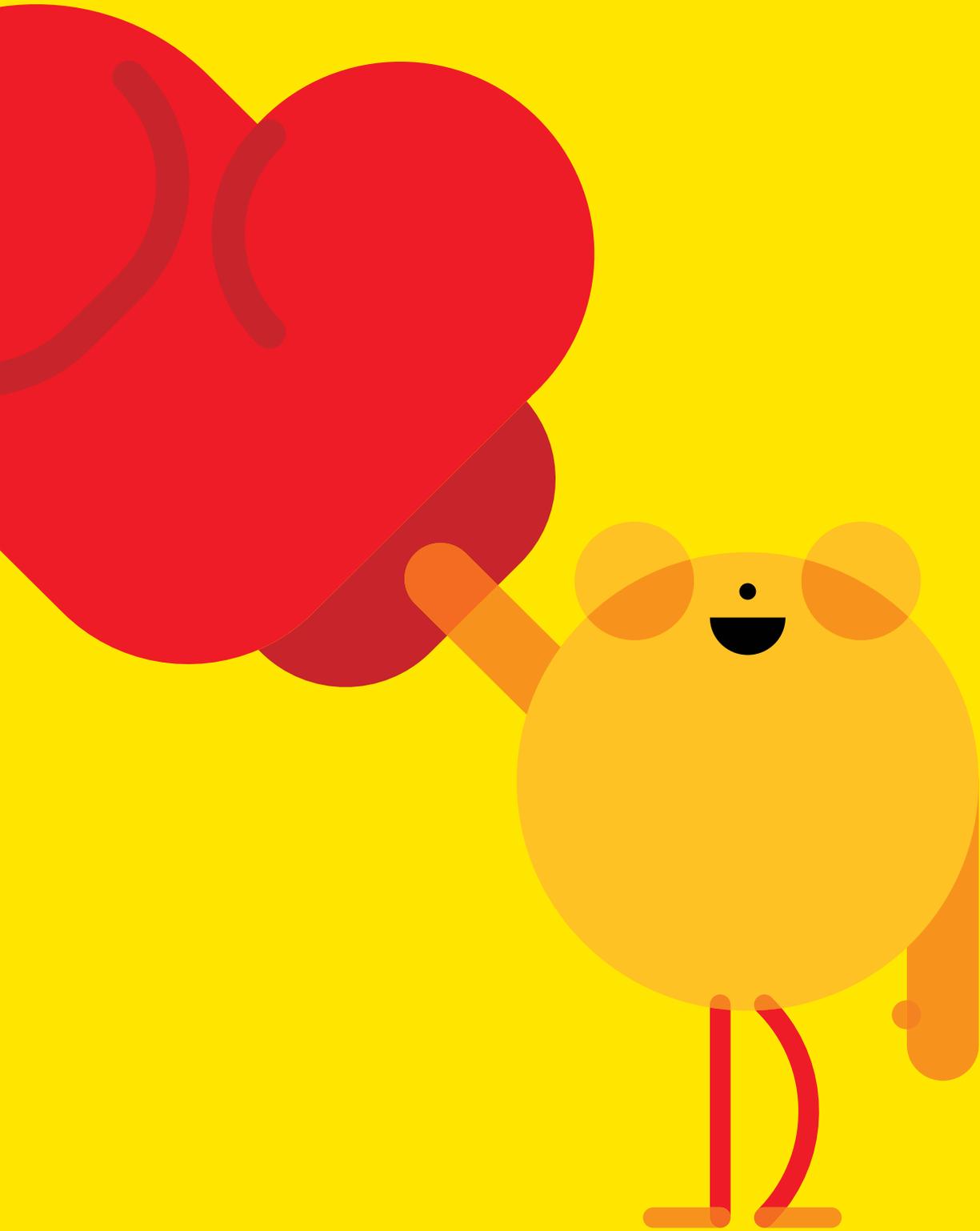
Die Kita ist der Ort, an dem die ersten Freundschaften geschlossen werden. Und das Spielen mit anderen macht ja viel mehr Spaß als allein. Vielleicht halten Kitafreundschaften nur einen Vormittag oder eine Woche, aber wichtig ist, dass sich unsere Kinder darin ausprobieren, gemeinsam mit anderen durchs Leben zu gehen. Im Wesentlichen sind Freunde und Freundinnen Spielpartner, die oft „nur“ die gleichen Interessen haben – oder manchmal liegt eine Freundschaft nahe, weil die Eltern sich gut verstehen. Aber trotzdem nicht vergessen: Kinderfreundschaften folgen ganz eigenen Regeln. Und je länger sie gepflegt werden, desto wichtiger werden kleine Freunde füreinander. Sie stehen einander in kniffligen Situationen bei – wenn man Mama und Papa morgens Tschüss sagen muss oder wenn man sich mal mit einem anderen Kind um ein Spielzeug gestritten hat. Auch wenn sich nicht immer alle gleich gut verstehen (können): Im Kinderzimmer ziehen wir alle an einem Strang.

Ich box Dich, also mag ich Dich.

Wie kleine Kinder Freundschaften anbahnen, warum die Eltern das nicht übernehmen oder gar steuern können und warum Freundschaften mit Gleichaltrigen so wichtig für Kinder sind.

Text: Catharina König





Der Tag, an dem Jonna ihre beste Freundin Paula kennenlernte, war der Tag, an dem Paula die schüchterne Jonna umschubste. Die beiden Einjährigen absolvierten gerade die Eingewöhnung in der Krippe. „Die Kontaktaufnahme geschieht oft durch scheinbare Ablehnung, also Boxen, Hauen und Stoßen“, erklärt Margarete Blank-Mathieu, Dozentin für Sozialwesen und ehemalige Kindergärtnerin. Was das Kind, aus Mangel an sprachlichen Fähigkeiten, damit aber eigentlich signalisieren wolle, sei: Komm, spiel mit mir!

Jonna verstand den Annäherungsversuch, nahm ihn nicht krumm, und nahezu vom ersten Tag an waren die zwei unzertrennlich. Als Jonnas Mutter aber die Eltern von Paula sah, war sie zunächst nicht so begeistert. Die wirkten nicht, als könnte man mit ihnen gut einen Nachmittag auf dem Spielplatz verbringen. Wäre es nicht viel passender, die kleine Jonna freundete sich mit Alexa an? Allein: So funktioniert das nicht. Kinder wählen ihre Freunde selbst. Freundschaften könne man nicht erzwingen, erklärt Dr. Wolfgang Krüger, Psychotherapeut und Buchautor: „Man kann gute Voraussetzungen dafür schaffen, indem man selbst ein Vorbild für Freundschaften ist, Gäste einlädt und vor allem: indem man Kindern ein gutes Selbstbewusstsein vermittelt und durch gute Beziehungserfahrungen – dazu gehört auch, dass man die Kinder gelegentlich in Ruhe lässt und ihren eigenen Willen toleriert – dazu beiträgt, dass sie neugierig auf andere Menschen sind.“

Zu Beginn versuchte Jonnas Mutter es noch. Organisierte Spieldates mit anderen Kindern. Aber irgendwann musste sie feststellen: Mit keinem anderen Kind war die Kleine so auf einer Wellenlänge wie Paula. Und: Je älter die beiden wurden, desto enger wurde die Freundschaft. „Kinderfreundschaften sind bei dreijährigen Kindern oft sehr kurz, meist sind es anfänglich spontane, kurzfristige Spielfreundschaften, die aber häufig in dauerhaftere Sympathiebeziehungen übergehen können. Dann vertraut man einander, teilt sich

auch Geheimnisse mit, die Freundschaften bekommen dann gerade bei älteren Kindern eine stärkere Stabilität“, so Krüger.

Und tatsächlich war das Band zwischen den Kindern mittlerweile so eng, dass sie mit zweieinhalb Jahren beschlossen, beieinander zu übernachten. Auch das klappte erstaunlich gut, ohne Heimweh. Die Familien verstanden sich, und die Kinder vertrauten den Eltern der jeweils anderen. Doch dann der Schock nach knapp zwei Jahren Freundschaft: Paula und ihre Eltern ziehen weg, die Eltern haben ein Haus auf dem Land gekauft. Jonna war untröstlich. Aber konnte das sein? Konnte diese Freundschaft unter Kleinkindern schon so groß sein? „Ja“, bestätigt Psychotherapeut Krüger, „bereits Kinder im Kindergartenalter leiden, wenn sie Freunde nicht mehr sehen können – weil man wegzieht, weil der Kindergarten aufhört.“ Es ist gut, wenn die Eltern dann gegebenenfalls Treffen ermöglichen. Allerdings ist es normal, dass Kinder in diesem Alter Freundschaften schon bei kleinen Konflikten beenden und auch Freunde schneller vergessen, wenn sie nicht mehr erreichbar sind.

Kann eine Kitafreundschaft für immer sein?

Bei Jonna und Paula ist der ungewöhnliche Fall eingetreten: Die Eltern bemühten sich um regelmäßige Treffen und Übernachtungsverabredungen. Noch immer ist es, als gäbe es keine räumliche oder zeitliche Trennung zwischen ihnen. Hat diese Bindung zwischen den Mädchen vielleicht sogar die Chance, die eine große Freundschaft fürs Leben zu werden? Dafür ist es

wahrscheinlich noch zu früh, und eine Prognose darüber gliche einem Blick in die Glaskugel. Allerdings bestätigt Krüger, dass es diese lebenslangen Freundschaften, die sich im Kindergartenalter begründen, sehr wohl gibt: „Oftmals pflegen Menschen ihre Kindergarten- und vor allem Schulfreundschaften ein ganzes Leben lang. Indem man sich über viele Jahre hinweg jeden Tag trifft, entsteht eine tiefe Beziehung, die oftmals später, wenn man sich ein- bis zweimal im Jahr sieht, sehr schnell aufgefrischt werden kann.“

Warum Freunde überhaupt so wichtig sind.

Die eher stille Jonna musste sich dennoch umorientieren im Kindergarten. Und es zeigte sich: Das Freunde-Ding, das ging auch mit anderen. Sie fand neue Freundinnen. Die Sorge von Eltern, das Kind würde womöglich ohne Freunde bleiben, hält Therapeut Krüger für unbegründet: „Wenn sich Kinder in der Beziehung zu Eltern gut gehalten fühlen, sind sie fast immer ein wenig neugierig und gehen unbekümmert auf andere mit der Frage zu: Willst Du mein Freund sein? Auch introvertierte Kinder finden erfahrungsgemäß Freundschaften, sie brauchen nur mehr Zeit, um auf andere zuzugehen.“

Doch warum ist das überhaupt so wichtig, dass Kinder Freunde haben? Die sogenannten Peers, also Gleichaltrige, geben Kindern das, was kein Erwachsener – weder Eltern noch Erzieher – den Kindern geben kann: eine Verständigung und auch Konfliktlösung auf Augenhöhe. Kinder erleben die Welt anders als Erwachsene. Um diese Erlebnisse zu verarbeiten, benötigen sie Gleichaltrige, die ihnen signalisieren, dass das alles so

richtig ist und sie wertgeschätzt werden. Kinderfreundschaften bieten laut Margarete Blank-Mathieu den Rahmen für die Entwicklung sozialer und kognitiver Fähigkeiten. Die Kinder müssen mit Gleichaltrigen Kompromisse finden, Probleme lösen und lernen, auch bei Enttäuschungen mit ihren Gefühlen umzugehen. Sie eignen sich die Fähigkeit an, sich in ihr Gegenüber hineinzuversetzen. Durch den Vergleich mit Gleichaltrigen entwickelt sich zudem das Selbstbild und ein Selbstwertgefühl.

Wenn Jonna und Paula zusammen auf dem Spielplatz waren, haben sie andere Kinder oft nicht mitspielen lassen, fingen an zu tuscheln und zu kichern. Auch völlig normal laut Entwicklungsexperten: Durch das Schaffen von Geheimnissen verbünden sich Kinder gegenüber anderen und vor allem gegenüber Erwachsenen und schaffen so Vertrauen untereinander. Diese Heimlichkeiten sollte man weder ergründen noch aus den Kindern herausquetschen wollen. Gerade bei kleinen Kindern sind sie meist belanglos. Und das wichtigste Merkmal für eine gute Freundschaft, bei Kindern wie Erwachsenen? Sich beim anderen wohlfühlen und nicht mehr umschubsen.



Freundschaft: definiert als eine auf Gegenseitigkeit angelegte positive Beziehung zwischen meist zwei Menschen, gekennzeichnet durch den Faktor der Reziprozität (Wechselseitigkeit).

Mitmachen ist alles!

Demokratie im Kindergarten? Wie kann man sich das denn vorstellen? Kinder an die Macht, und dann Schokolade für alle? Natürlich nicht so ganz. Es geht vielmehr darum, Kinder im Alltag teilhaben zu lassen. Um sie zu umsichtigen, selbst denkenden und handelnden Menschen zu machen.

Text: Vivian Alterauge

Demokratie ist ein riesiges Wort, ein mächtiges. Eines, das unser Leben in Deutschland bestimmt und derzeit tagtäglich durch die Nachrichten jongliert wird. Ist die Demokratie gefährdet? Ist sie geschwächt? Muss sie neu gedacht werden? Was heißt Demokratie überhaupt? Also für uns persönlich? Als Bürger, als Familie? Dort stimmt man ja schließlich nicht ständig per Handzeichen über irgendwas ab oder diskutiert jeden Tag das Zusammenleben neu. Trotzdem steckt Demokratie ganz oft im Alltag drin, wir müssen nur wissen, wo. Schon in der Kita können Kinder sich in Demokratie üben – wenn die Erwachsenen es zulassen. Denn der Alltag birgt so viele Möglichkeiten, sich zu entscheiden, zu diskutieren, zu partizipieren. Demokratie heißt: Herrschaft des Volkes. Und was passiert eigentlich, wenn unsere Kleinsten über gewisse Dinge „herrschen“ würden?

Sie können berechtigterweise zunächst stutzen: Demokratie im Kindergarten? Muss das sein? Geht das überhaupt? Beides lässt sich mit einem vehementen Ja beantworten. „Man muss Demokratie als Lebensform im Alltag erlernen, damit man auch im Erwachsenenleben aktiv gestalten kann“, sagt Peggy Eckert von der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung. Sie ist Programmleiterin des Projekts „Demokratie in Kinderhand“,

ein Kinderbeteiligungsprogramm, das Kommunen darin unterstützt, Kinder ihren Lebensraum mitgestalten zu lassen. Natürlich, sagt auch Eckert, müssen Kinder noch nicht wissen, wie Parteien aufgebaut sind. Aber sie können früh lernen mitzubestimmen. Weil Demokratie Gemeinschaftssinn fördert, eigenes Denken und Handeln. Und weil sie schon in den alltäglichsten Handlungen steckt, gar nicht in den großen Gesten.

Bedürfnisse.

Um Demokratie einzufordern, muss man seine eigenen Bedürfnisse kennen. Klingt hochtrabend, wenn man bedenkt, dass man hier über maximal Sechsjährige redet. Aber wenn wir mal ehrlich zu uns sind, wissen Kinder ganz genau, was sie wollen, und kommunizieren uns das auch schon als Babys. „Wir Erwachsenen müssen lernen, ihre Bedürfnisse zu verstehen, und die richtigen Schlüsse ziehen“, sagt Eckert. Also ernst nehmen und auch mal machen lassen. Kinder dürfen eigene Entscheidungen treffen. Wie viel und was sie zum Beispiel essen müssen. Dazu gehört natürlich das Vertrauen der Eltern. Weiß meine Tochter, was gut für sie ist? Dass sie nicht nur trockene Nudeln essen sollte, sondern auch Brokkoli und Kürbis? Wie viel Soße genug ist und wann

sie über den Teller läuft? Und ob ein Joghurt besser zum Nachtisch ist als Kuchen? Und ob so ein Mittagsschlaf überhaupt sein muss? Da verliert man schließlich ein bis zwei wertvolle Spielstunden.

Freiheit.

Wenn man nun Kinder ihre Bedürfnisse ausleben lässt, heißt das also, man muss den Kindern, wenn sie Demokratie üben, alles durchgehen lassen? Natürlich nicht, denn auch in der großen Demokratie bestimmt nicht jeder für sich, sondern alle entscheiden gemeinsam. Wie beim kategorischen Imperativ nach Kant, der besagt, dass man zu handeln weiß, wenn man sich in andere hineinversetzt. Motto: Was Du nicht willst, dass man Dir tu, das füg auch keinem andern zu. Trotzdem ist es wichtig für Kinder zu verstehen, dass ihre Bedürfnisse und Sichtweisen akzeptiert werden und sie gewisse Dinge selbst bestimmen dürfen, sie also frei handeln können. Eltern und Erzieher können, wenn nötig, lenken und anleiten, können mit den Kindern diskutieren und so vielleicht auch endlich lernen, warum Paula die Karotten immer ganz weit von sich wegschiebt und warum Milan Ausflüge in den Zoo nicht mag. Gleiches gilt für Schlafenszeiten von Kindern: Wenn sie entscheiden, bis 15 Uhr Mittagsschlaf zu machen, und dafür erst um 21 Uhr wieder müde sind, kann man das einfach als Entscheidung ihres Biorhythmus annehmen. Auch wenn Schlafen natürlich auf immer und ewig eine Streitfrage bleiben wird: Kinder, die entscheiden, wann sie ihren Mittagsschlaf halten, lernen zu entscheiden. Und wer schreiend durch den Schlafsaal laufen möchte, muss sich halt anpassen. Persönliche Freiheit hat nun mal ihre Grenze im Wohl der anderen.

Partizipation.

Schon in der Kita können Kinder sich in Partizipation üben. Im Morgenkreis erzählt einer, die anderen hören zu. Nach dem Morgenkreis wird darüber abgestimmt, womit die Mittagspause verbracht wird. Wohin wollen die Kinder einen Ausflug machen? Mit welchen Spielzeugen wollen sie den Vormittag über spielen? „Kinder sind Experten ihrer eigenen Lebenswelt“, sagt Eckert, man kann ihnen also auch etwas zutrauen. „Wichtig ist, dass Kinder altersgerecht beteiligt werden: Inwieweit sind Kinder es schon gewohnt, Entscheidungen zu treffen?“ Dabei sollten Erwachsene stets eine Übersetzungsleistung erbringen, also Themen so herunterbrechen,

dass alle Kinder sie verstehen. Denn im Prinzip können schon Kinder partizipieren, die noch nicht sprechen können. Im Alltag kann man natürlich nicht immer alles mit Kindern aushandeln. Aber jede Frage, jede Möglichkeit, die wir den Kindern geben, sich zu entscheiden, fördert ihre Selbstwirksamkeit, in dem Moment und für später. Kinder möchten ernst genommen werden, und auch das erreicht ein demokratischer Ansatz. Sie wollen gleichberechtigt behandelt und sozial wertgeschätzt werden, dann klappt das auch mit der Demokratie. Denn wie sagte schon Mahatma Gandhi? „Der Geist der Demokratie kann nicht von außen aufgepfropft werden, er muss von innen heraus kommen.“ Deshalb muss er so früh wie möglich gefördert werden.

 Auch unsere Autorin lässt ihre eineinhalbjährige Tochter schon mitentscheiden, zum Beispiel was sie essen möchte. Da kommt allerdings immer eine einzige Antwort: Nudeln. Was dann hilft: Verhandlungsgeschick – auch wichtig für die Demokratie.



**KEKSE
FÜR ALLE!**



Kümmern gegen Kummer.

Was Du nicht willst, dass man Dir tu, das füg auch keinem andern zu! Leicht gesagt, nicht immer leicht umgesetzt ... Wussten Sie, dass sich schon Babys in Grundzügen sozial verhalten? Wenn Neugeborene jemand anders weinen hören, heulen sie selbst los. Und sie glucksen fröhlich, wenn sie hören, wie jemand lacht und sich freut. Eine Vorstufe für Empathie, die Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzusetzen, sich einzufühlen. Ab etwa einem Jahr „füttern“ Kleinkinder ihre Teddys oder Puppen – teils aus Nachahmung, aber vor allem weil sie das Spielzeug als kleineres Wesen erkennen, das versorgt werden muss. Und auch wenn Kinder um die zwei Jahre schon ihre Eltern und Spielkameraden trösten: Die Entwicklung von Moral und Ethik, also Regeln und Grenzen, ist ja leider kein Streichelzoo! Und sie dauert ein Leben lang. Die Kinder müssen erst einmal lernen und verstehen, dass sie nicht der Mittelpunkt der Welt oder der Kita sind und nicht all ihren Wünschen oder Launen nachgegeben werden kann. Wenn man begreift, warum man ein anderes Kind lieber nicht beißt, warum man sich unbedingt entschuldigen muss oder immer den anderen mitspielen lässt, hat man schon mal eine ganze Menge fürs Leben gelernt!

Mobbing: Gibt es das schon im Kindergarten?

An abstract graphic on the right side of the page consists of several overlapping circles and shapes in shades of yellow and red. A prominent yellow shape resembles a hand or a curved arm, reaching towards the left. Other shapes include a red hand-like shape at the top, and various sized yellow and red circles scattered throughout the right half of the page.

Hänseln, ärgern, piesacken – unter Kleinkindern geht es nicht immer nur harmonisch zu. Was Eltern tun können, wenn ständig Konflikte auftreten.

Text: Daniela Frank

„Geh weg, ich wollte gerade schaukeln!“ – „Nein, jetzt bin ich dran!“, tönt es auf dem Spielplatz. Kinder streiten häufig. In vielen Fällen auch lautstark und tränenreich. Streit ist notwendig. Denn Kinder lernen in der Auseinandersetzung, die eigenen Wünsche und Bedürfnisse mit denen anderer in Beziehung zu setzen. Außerdem können sie dabei die Erfahrung machen, dass Konflikte lösbar sind.

Doch wie sollen sich Eltern verhalten, wenn sie mit kleinen Streithähnen konfrontiert sind? Grundsätzlich gilt: Wenn Kinder einen Konflikt allein klären können, sollte man sich eher raushalten. Können sie es nicht, helfen Erwachsene am besten mit Konfliktbegleitung. Dazu erklären Sie beiden Kindern die Position des jeweils anderen, zum Beispiel: „Lukas, die Marie freut sich gerade, dass sie so hoch schaukeln kann, und will noch nicht aufhören.“ Oder: „Marie, der Lukas möchte unbedingt auch mal schaukeln. Wie können wir das Problem lösen?“ Mithilfe von Impulsen bringen Sie die Kinder dazu, selbst eine Lösung zu finden. Doch natürlich gibt es auch Konflikte, bei denen es nicht nur um Meinungsverschiedenheiten geht: wenn ein Kind gezielt ein anderes ärgert.

Kommt das Kind unter Tränen vom Kindergarten nach Hause, machen sich viele Eltern Sorgen: Muss ich sofort eingreifen? Reagieren Sie am besten besonnen. Weint das Kind, fragen Sie zunächst, was das Kind bedrückt. „Eltern sollten immer einen guten Kontakt zum Kind pflegen und ein Vertrauensverhältnis aufbauen“, sagt Dr. Andreas Schick, Diplompsychologe und Mitentwickler des Gewaltpräventionsprogramms „Faustlos“ für Kindergärten und Schulen. Sie bleiben mit Ihrem Kind im Gespräch, indem Sie zum Beispiel täglich fragen: „Wie war es denn heute im Kindergarten? Was habt Ihr gemacht?“ So bekommen Sie Einblick in die Rolle Ihres Kindes in der Gruppe. Zudem merkt das Kind, dass Sie interessiert sind, und öffnet sich eher, wenn etwas Bedrückendes geschehen ist. Dann können Sie die genaueren Umstände erfragen und beurteilen, wie schwerwiegend das Problem ist.

Sind Kinder über längere Zeit in der Opferrolle – werden sie also häufig beleidigt, gepiesackt, gehänselt oder sogar geschubst und gehauen –, können sie entweder still und traurig oder aggressiv werden. Außerdem leiden betroffene Kinder oft unter Kopf- oder Bauchschmerzen, schlafen schlecht, sind Bettnässer oder gehen nicht

mehr gern in den Kindergarten. „Mobbing beziehungsweise Bullying kommt auch schon im Kindergarten vor“, sagt der Familienpsychologe Schick. „Es tritt jedoch in der Regel erst bei Vorschulkindern auf.“ In jedem Fall sollten Bezugspersonen sich dem Kind zuwenden und Dinge ansprechen, die das Kind besonders gut kann. Das stärkt sein Selbstbewusstsein.

Um die Situation in der Kindergartengruppe zu verbessern, wenden Sie sich in jedem Fall zunächst an das Kindergartenpersonal. „Wichtig ist, erst die Sicht der Erzieher und Erzieherinnen einzuholen und Fakten zu sammeln“, rät Schick. Wenn Eltern direkt anklagen, kann das leicht ein Schuss nach hinten sein. Denn die oben genannten Symptome können auch andere Ursachen haben, beispielsweise Probleme in der Familie. Bestätigen die Erzieher oder Erzieherinnen den Verdacht, können diese das Thema auf kindgerechte Weise in der Gruppe ansprechen und eine direkte Konfrontation vermeiden. „Die Erzieherinnen überlegen sich zum Beispiel ein Projekt oder eine Gesprächsrunde zum Thema Hänkeln“, so Schick. „Fragen wie ‚Wer von Euch kennt das?‘ oder ‚Was kann man dagegen machen?‘ bringen die Kinder zum Nachdenken, ohne dass eines als Opfer hingestellt wird.“

Und was passiert mit den Tätern? „Du stinkst“, ruft zum Beispiel ein Kind durch den vollen Raum, um ein anderes bloßzustellen. Das Kind kurzerhand gehörig auszuschimpfen ist kontraproduktiv. Denn solchen Kindern geht es oft selbst nicht so gut. Sie handeln nach dem Prinzip „Geteiltes Leid ist halbes Leid“ und quälen deshalb andere. Wie auch bei den Opfern sollte man auf das Kind eingehen und seine Stärken herausstellen. Wer Komplimente dafür bekommt, etwas besonders gut zu können, wird sich darauf konzentrieren. Das Kind fühlt sich wohl und erzählt ganz von selbst von seinen Problemen. Es bleibt dabei, entscheidend ist: die Stärken von Kindern zu stärken, damit sich ihre Schwächen abschwächen.

 Dieser Text erschien zuerst im Magazin „Baby und Familie“ aus dem Verlag Wort & Bild. Er wurde für das kiziPendum redaktionell bearbeitet.

 Lesen Sie zum Thema „Zahn um Zahn“ auch im Buch Fitmon/Körper, Bewegung und Gesundheit ab Seite 76.



Bis einer weint. Und wieder lacht!

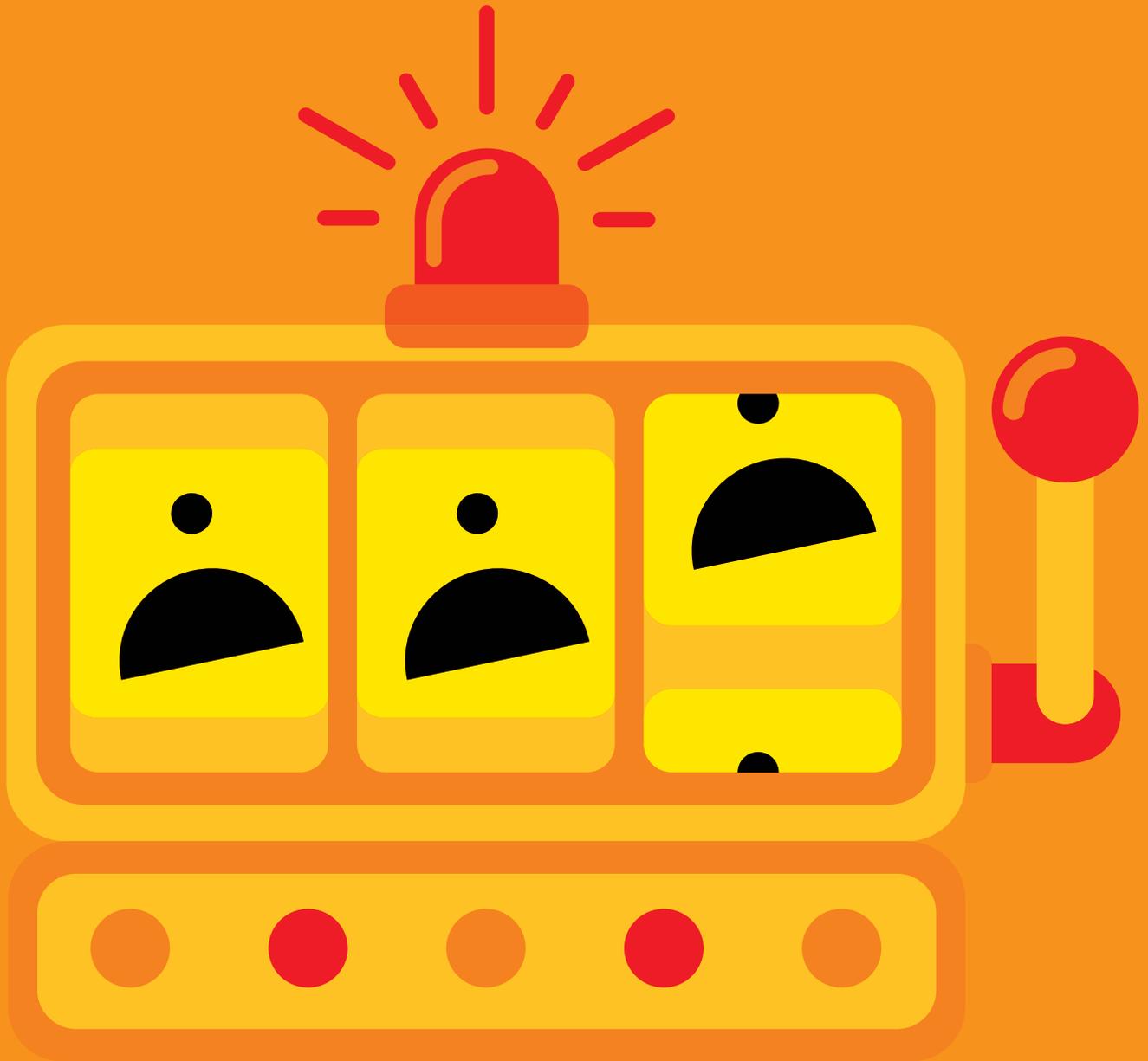
Wenn ich einmal wütend bin, dann weiß ich, was ich tu – ich stampfe ganz laut vor mich hin und trommle fest dazu ... O Mann, immer diese Gefühle! Viele sind ja schon schön, und andere bringen einen sogar zum Lachen. Aber manchmal hat man einfach null Bock auf gar nichts und ist trotzig, dann ärgert man sich einfach und ist ein kleiner Stinkstiefel. Im Kinderzimmer haben wir viele Ideen und Spiele, um den Kindern beizubringen, wie sich die verschiedenen Gefühle ausdrücken können, wie man sie kommuniziert und wie man trotzdem lachen kann, damit es einem wieder besser geht. Wenn nämlich Erwachsene Traurigkeit, Angst oder Wut von Kindern nicht ernst nehmen oder ignorieren, sie sogar auslachen oder ärgern, dann lernen Kinder: Was ich fühle, ist nicht richtig. Was ich fühle, interessiert ja doch keinen. Die Folgen können verheerend sein, für das ganze Leben. Nur wer seine Gefühle äußern darf und Gehör findet, kann vertrauen und später innige, authentische zwischenmenschliche Beziehungen ohne Scham und Angst aufbauen.

Eltern müssen Gefühle der Kinder ernst nehmen.

Die Mutter kauft zwar Schokolade, aber das Kind darf sie nicht sofort aufessen – für Zweijährige ein Grund, aus der Haut zu fahren. Ihnen zu erklären, dass das doch nicht so schlimm ist, hilft gar nichts. Entwicklungspsychologe Professor Dr. Dr. Hartmut Kasten erklärt, wie Eltern besser auf Gefühlsausbrüche ihrer Kinder reagieren.

Text: Katja Schnitzler





Das andere Kind macht nicht augenblicklich die Schaukel frei, der Fuß weigert sich, in den Schuh zu passen, und Eis zum Frühstück gibt es auch nicht: In den Augen der Eltern mögen das Kleinigkeiten sein, doch für kleine Kinder bricht wegen so etwas fast die Welt zusammen. Sie reagieren mit großer Wut und Tränen, wenn es nicht so läuft, wie sie es sich vorgestellt haben. Familienforscher Professor Dr. Dr. Hartmut Kasten erklärt, warum auch Dreijährige noch nicht warten können und wie Eltern darauf reagieren sollten.

Manche Eltern amüsieren sich mitunter köstlich über ihre vor Wut weinenden Kleinkinder oder sagen: Ist doch nicht so schlimm. Wie kommt das bei den Kindern an?

Sie fühlen sich unverstanden – und das zu Recht. Eltern müssen die Gefühle ihrer Kinder ernst nehmen. Natürlich ist es schlimm, es gibt für das Kleinkind in diesem Moment nichts Schlimmeres auf der Welt! So viel gehört zum Elternsein schon dazu, dass sich Mütter und Väter in die Gefühlslage ihres Kindes hineinversetzen können.

Wieso fahren kleine Kinder wegen scheinbarer Kleinigkeiten überhaupt so schnell aus der Haut?

Ältere Kinder und Erwachsene haben gelernt, diese Gefühle zu steuern. Wenn wir uns auf der Arbeit ärgern, holen wir uns abends Trost beim Partner oder bei Freunden. Kleinkinder in der Autonomiephase, wie ich die Trotzphase lieber nenne, haben diese Möglichkeit nicht. Sie haben einen Plan, und der muss jetzt sofort erfüllt werden – sonst sind Frust und Enttäuschung überwältigend groß. Sie können auch Verlockungen erst gegen Ende des vierten Lebensjahres widerstehen, wenn bestimmte Areale in der Großhirnrinde ausgereift sind. Das zeigen Versuche, in denen Vierjährige mit einer

Süßigkeit auf dem Tisch allein gelassen werden – mit dem Versprechen, eine ganze Tüte Süßes zu bekommen, wenn sie dieses eine Bonbon nicht essen. Die meisten greifen aber lieber gleich zu.

Sie können sich einfach nicht zurückhalten?

Genau. Es ist für Eltern hilfreich zu wissen, dass Kleinkinder sich nicht bewusst für Wut und Tränen entscheiden, sondern sich noch gar nicht anders verhalten können. Sie sind einfach noch nicht so weit. Wer die Hilflosigkeit und Verzweiflung der Kinder in diesem Moment wahrnimmt, tut sich leichter, selbst ruhig zu bleiben. Kleinkinder in der Trotzphase werden von ihren Emotionen regelrecht überwältigt. Ein mahnendes „Führ Dich nicht so auf“ von den Eltern hilft ihnen nicht aus dem Gefühlschaos. Die Psychologin Doris Heueck-Mauß gibt Tipps, wie Eltern und Kinder leichter durch die Zeit des Zorns kommen (mehr dazu lesen Sie auf Seite 41).

„Aggression ist eine Form der Kontaktsuche.“

Und dann nehmen Eltern ihre Kinder tröstend in den Arm – und alles ist gut?

Wenn es so einfach wäre. Trösten hilft eher bei älteren Kindern, während die Kleinen in der Autonomiephase in ihrem Wüten meist gar nicht in den Arm genommen werden wollen. Da ist es besser, sie – wenn möglich – wüten zu lassen, aber zu signalisieren: Ich bin da, wenn

Du mich brauchst. Also sich als Eltern nicht entsetzt abwenden, weil sich das Kind so aufführt, und ihm damit Ihre Liebe entziehen. Lassen Sie es sich abreagieren, solange das Kind nicht sich selbst oder andere gefährdet. Es hilft, wenn das Kind hört, dass Mutter oder Vater in der Nähe sind und es zu ihnen kommen kann, wenn es sich beruhigt hat.

„Trösten hilft eher älteren Kindern.“

Wie fällt das dem Kind leichter?

Da gibt es kein Patentrezept. Manchmal funktionieren Ablenkung oder ein Kompromissvorschlag, wenn das Kind schon ein wenig ruhiger geworden ist. Manche spontanen Lösungen sollten Eltern allerdings später hinterfragen, ob sie so richtig waren: Mir selbst ist es mal passiert, dass meine Tochter einen heftigen Wutanfall im Kaufhaus hatte und gar nicht mehr mit dem Schreien aufhören konnte. Irgendwann habe ich laut gefragt, ob jemand wisse, zu wem eigentlich dieses Kind gehöre. Da nahm sie ganz schnell meine Hand. Das würde ich heute nicht mehr so machen, sie hatte da sicher Angst, verlassen zu werden. Aber auch Eltern machen Fehler.

Über die sie mit ihren Kindern reden sollten?

Das kommt auf den Entwicklungsstand des Kindes an. Wenn die Mutter und der Vater vor einem Dreijährigen streiten, ist er zutiefst verunsichert. Erst ältere Kinder wissen, dass die Eltern ein eigenes Innenleben haben,

ihre eigenen Meinungen, und sie kennen Streit mit ihren Spielkameraden. Ansonsten ist es aber sehr wichtig, dass die Eltern vermitteln, dass sie selbst manchmal Wut im Bauch haben, dass solche Gefühle ganz normal sind. Auch nach einem Gefühlsausbruch des Kindes sollten sie signalisieren, dass das zum Größerwerden dazugehört und dass sie wissen, wie schwierig der Umgang mit Emotionen ist.

Hilft das auch schon in der Situation selbst?

Unbedingt. Wenn Eltern die Gefühle benennen – „Du hast jetzt aber eine Wut, weil Du noch warten musst“ –, merken die Kinder: Sie kümmern sich um mich und verstehen, was mit mir los ist, ich bin nicht allein mit meinem Zorn und der Enttäuschung. Dann wissen sie, die Eltern sind immer auf ihrer Seite. Und das ist das Wichtigste überhaupt.



Professor Dr. Dr. Hartmut Kasten ist Entwicklungspsychologe, Frühpädagoge und Familienforscher, er lehrt an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Kasten hat unter anderem den Ratgeber „0 bis 3 Jahre. Entwicklungspsychologische Grundlagen“ verfasst.

Dieser Text erschien zuerst auf [Sueddeutsche.de](https://www.sueddeutsche.de) im Ressort „Erziehung“. Er wurde für das [kiziPendium](https://www.kizipendium.de) redaktionell bearbeitet.

Langeweile, aber jetzt sofort!



Manchmal fühlt sich Zeit an wie Kaugummi. Aber irgendwie vergeht sie ja doch!

„Mir ist laaaaangweilig ...“ Welche Eltern haben diesen Satz, zumindest bei Kindern, die schon sprechen können, noch nicht gehört? Oft fühlt man sich als Eltern dann gezwungen, ein Spiel vorzuschlagen oder Tipps zu geben, was das Kind alles machen könnte. Bloß nicht, entgegen einhellig die Entwicklungsexperten. Langeweile muss sein.

Text: Catharina König Foto: Conny Mirbach

Ein Sonntagnachmittag. Luisa schleicht im Wohnzimmer rum. Ihre Eltern sitzen auf dem Sofa und lesen seit knapp fünf Minuten Zeitung. In einer dramatischen Geste schmeißt sich die Dreijährige irgendwann ebenfalls aufs Sofa, stößt einen Laut aus, der an eine Heulboje erinnert, und sagt diesen einen Satz: „Mir. Ist. Langweilig.“ Jetzt gibt es mehrere Optionen. Sich mit dem Kind gemeinsam hinsetzen und sich ein Spiel ausdenken, etwas vorlesen oder sogar eine Folge „Peppa Wutz“ einschalten. Oder dem Kind Vorschläge machen, was man allein spielen könnte. Oder, und das halten Entwicklungsexperten für die beste Variante: dem Kind zu sagen, sich selbst zu beschäftigen. Ohne Vorschläge, ohne Leitplanken.

Denn Langeweile ist keine Zeitverschwendung, im Gegenteil, sie ist eine Investition in die Zukunft der Kinder: „Unsere Aufgabe als Eltern ist es, unsere Kinder darauf vorzubereiten, ihren Platz in der Gesellschaft einzunehmen. Erwachsen zu sein bedeutet, sich selbst zu beschäftigen und die Freizeit auf eine Art und Weise zu gestalten, die einen glücklich macht. Wenn Eltern ihre Zeit damit verbringen, die Freizeit ihrer Kinder zu verplanen, dann werden diese Kinder nie lernen, es für sich selbst zu tun“, erklärt die Kinderpsychologin Lyn Fry.

Heißt also, wem schon als Kind gelegentlich langweilig war und wer lernen musste, diese Leere selbst zu füllen, der weiß als Erwachsener deutlich besser, wo er hingehört. Findet Aktivitäten und Hobbys, die glücklich machen, und ist sich manchmal auch einfach selbst genug. Eine Fähigkeit, die viel mit Selbstvertrauen und Zufriedenheit zu tun hat. Wer sich in stillen Momenten selbst zuhört, hat außerdem später bessere Chancen, einen Beruf zu ergreifen, der zu ihm passt.

Der Montagnachmittag ist frei, am Dienstag ist Turnen und Mittwoch Singen, Donnerstag Ballett oder Fußball und Freitag noch Englisch. Die Wochentage vieler Kinder sind heute streng getaktet. Zeit, um allein oder mit anderen Kindern zu spielen, bleibt da kaum. Am Vormittag gibt es oft Programm und Spielbegleitung im Kindergarten, und auch am Nachmittag, so wird es heutzutage in einer Welt der Überstimulation erwartet, muss natürlich Action sein. Bloß nicht, warnt Erziehungsexperte Jesper Juul in einem Artikel: „Eltern und Kinder sind Konsumenten geworden. Das führt dazu, dass vielen Kindern langweilig wird, sobald die externe Stimulation fehlt.“ Die Kinder seien stimulationssüchtig und schon wie auf

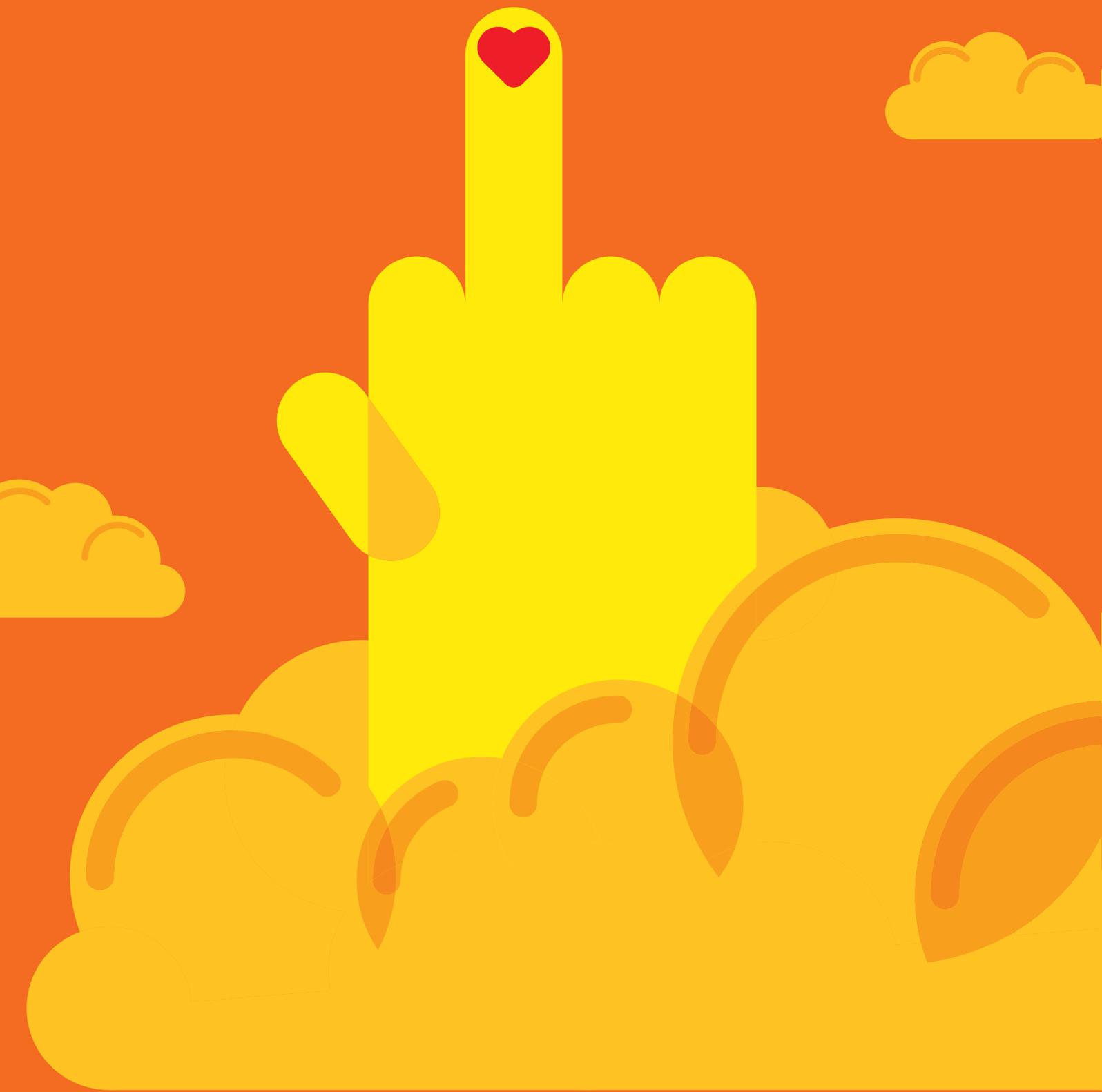
Entzug, wenn die äußeren Reize wegfallen. Experte Juul fordert, dass Eltern ihren Kindern Langeweile zugehen, ohne schlechtes Gewissen.

Wichtig: Experte werden im eigenen Flow.

Aber wie hält man das aus? Selbst ermattet vom Tag oder wenn man die letzten ruhigen Minuten des Wochenendes noch genießen will? Jesper Juul hat einen zunächst schräg klingenden Tipp für Eltern. Sie sollten ihr Kind in den Arm nehmen und sagen: „Herzlichen Glückwunsch! Es interessiert mich zu sehen, was Du jetzt tust.“ Das wird bei Kindern zunächst sicher Irritation hervorrufen. Aber, und das ist aus Sicht des Experten das Wichtigste: Es setzt Stimuli frei. Auch die Psychologin und Buchautorin Vanessa Lapointe rät zu Langeweile. „Kinder müssen in ihrer eigenen Langeweile versinken, damit die Welt um sie herum so still wird, dass sie sich selbst hören können“, sagt sie. In der Stille und der Ruhe fängt das Gehirn an, kreativ zu werden. Dem Geist wird Zeit gegeben, eigene Ideen zu entwickeln.

Luisas Eltern bleiben stark. Sie wollen lesen, Luisa soll sich selbst beschäftigen. Ihre Mutter unterdrückt den Impuls, ihr Vorschläge zu machen. Nach einigen weiteren Minuten des Jammerns verzieht sich Luisa maulend in ihr Zimmer. Nur wenige Augenblicke später ist es ruhig. Luisa hat die Tür geschlossen. Nach einer halben Stunde öffnet ihre Mutter die Tür, Luisa bemerkt es nicht. Sie sitzt auf ihrem Bett und hat um sich herum eine eigene Welt erschaffen. Verschiedene Kuscheltiere sitzen dabei, die Box mit den Haarspangen ist ausgekippt, Luisa hat ihre Lieblingspuppe auf dem Schoß und erzählt ihrem „Baby“ eine Geschichte. Sie ist, wie Experten das nennen, im sogenannten Flow und hat alles um sich herum vergessen.

Sollte man also, wann immer es geht, das Kind zum Alleinespielen animieren? Nein, es gilt, einen Mittelweg zu finden. Weder geht es darum, die Wünsche der Kinder abzuweisen und sie so in ihren Bedürfnissen zu beschränken, noch, stets den Alleinunterhalter zu spielen. Denn ob ein Kind es schafft, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und wie lange, hängt auch von seiner Tagesform, von Alter und Temperament ab. Und das kennen wir Erwachsene ja ebenso.



Ist der liebe Gott auch mal böse?

Wer hat eigentlich die ganzen Tiere gemacht? Und wer den Himmel und die Sterne? Ist meine Oma im Himmel? Egal ob Sie und Ihre Familie an Gott, Allah, Buddha, Adam und Eva, den Urknall glauben – oder an den Zufall: Mit religiösen und philosophischen Ansätzen lassen sich viele menschenbewegende Fragen diskutieren und kindgerecht beantworten, denn im Mittelpunkt jeder Religion steht ja der Glaube, dass es irgendwo über oder um uns etwas gibt, das größer ist als wir. Und dass wir deshalb Werten wie Nächstenliebe, Demut und der Achtung aller Lebewesen folgen sollen. Bei uns ist grundsätzlich jede Religion willkommen – und wir möchten den Kindern beibringen, dass man verschiedene Sachen glauben und trotzdem miteinander Seite an Seite leben kann. Das Kinderzimmer ist ein Ort gelebter Vielfalt – das heißt auch, dass wir den Kindern Feiertage aus verschiedenen Kulturen näherbringen wollen wie Ramadan oder Chanukka. Aber jemanden überreden und überzeugen, das wird bei uns niemals passieren.



Jeder Tag ein Fest.

Weihnachten, Ostern, Pfingsten? Klar, das muss gefeiert werden. Aber auch Ramadan, das Diwali-Fest und Halloween sind wichtig. Und warum bekommen eigentlich manche Kinder ihre Geschenke erst am 7. Januar? Von gelebter Religionsvielfalt im Kinderzimmer profitieren alle.

Text: Christian Heinrich

Adventszeit, heute basteln die Kinder in der Kita einen Stern – aber nicht alle Kinder. Elias, dessen Eltern Juden sind, fasst die Bastelsachen nicht an. „Der Stern ist doch christlich, es geht ja um die Geburt von Jesus. Ich bin kein Christ. Darf ich da denn mitmachen?“ Natürlich, sagt die Erzieherin. Elias ist noch unschlüssig, er fragt sich, ob seine Mama dann nicht böse wird. Die Erzieherin beruhigt ihn: „Bestimmt nicht. Aber wir können sie ja auch kurz anrufen und fragen, wenn Du magst.“

Es ist normal, verschieden zu sein. Auch und besonders in religiöser Hinsicht. Aber das gilt nicht nur für Religionen, es bezieht sich ebenso auf Essgewohnheiten, kulturelle Bräuche, Traditionen.

In der Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen ist festgeschrieben, dass diese Verschiedenheit im Geist der Toleranz und der Begegnung erlebt werden sollte. Die Konvention besagt in Artikel 29, Absatz 1d, dass die Bildung darauf gerichtet sein muss, das Kind



auf ein verantwortungsbewusstes Leben in einer freien Gesellschaft im Geist der Verständigung des Friedens, der Toleranz, der Gleichberechtigung der Geschlechter und der Freundschaft zwischen allen Völkern und ethnischen, nationalen und religiösen Gruppen vorzubereiten (mehr dazu lesen Sie ab Seite 80).

Der Ort für das Erleben der Verschiedenheit – der Vielfalt! – ist in den ersten Lebensjahren vor allem die Kita. Da frühstückt ein Junge, der noch niemals gehört hat von dem Konzept, dass es so etwas wie einen Gott gebe, neben einem Mädchen, das vor jedem Mahl ein kleines Gebet spricht. Für beide ist es eine Chance, die Vielfalt zu erleben und kennenzulernen. Wohl nirgendwo anders wird Ihr Kind mit so vielen verschiedenen Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen und Ursprünge so nah und unvoreingenommen in Kontakt kommen.

Dabei muss Religion nicht einmal groß thematisiert werden von den Erziehern. Für das eine Kind ist Gott Alltag, für das andere eine Märchengeschichte. Entscheidend ist, dass auf die aufkommenden Fragen Ihres Kindes eingegangen wird und eine Offenheit und Toleranz gegenüber den verschiedenen Konzepten im Vordergrund steht. Im Kinderzimmer feiern wir nicht alle Feste aller Religionen. Wir orientieren uns grob an den Feiertagen in Deutschland, entsprechend spielen Ostern und Weihnachten auch im Kita-Alltag eine Rolle. Aber wenn ein Kind von zu Hause erzählt, dass gerade Ramadan ist, Fastenzeit, und die Eltern für mehrere Wochen nur dann essen, wenn es dunkel ist, laden wir das Kind dazu ein, allen mehr davon zu erzählen. Denn der Kontakt zu einer anderen Religion ist kein Tabu, sondern eine Entdeckungsreise. Diese Vorstellung versuchen wir in den Kindern zu verankern.

Kontakt zu anderen Religionen ist kein Tabu.

Das Konzept lässt sich auch als das Modell einer Art Hausgemeinschaft begreifen: Es gibt verschiedene Wohnungen, die für die verschiedenen Religionen stehen, und jedes Kind ist in der Regel nur in einer Wohnung zu

Hause. Man pflegt aber einen freundschaftlichen Kontakt mit den Nachbarn. Gegenseitig können sich die Bewohner einladen, und im Sinne der Gastfreundschaft wird man Rücksicht nehmen aufeinander, etwa auf Essgewohnheiten. In dem „Haus“ gibt es keinen Bestimmer, keinen Hausherrn, der definiert, was im Glauben richtig oder falsch ist. Die Erzieher sorgen vor allem dafür, dass die Türen in dem Haus nicht verschlossen sind, und für gegenseitigen Respekt.

Der Alltag in der Kita als gelebte Vielfalt.

Dabei ist eine besondere Sensibilität gefragt. Unsere Erzieherinnen versuchen bei der sogenannten interreligiösen Erziehung vor allem, die religiöse Identität – falls vorhanden – Ihres Kindes und der Familie in den Mittelpunkt zu stellen. Denn sie ist die Basis, von der aus Ihr Kind Neues entdecken und eben auch auf andere zugehen und neue Perspektiven einnehmen kann. In der Praxis bedeutet das, dass man etwa einem getauften Kind einen arabischen Feiertag erklärt, indem man ihn mit Weihnachten oder Ostern vergleicht. Zweitens versuchen wir, positiv auf Unterschiede hinzuweisen; es geht bei uns darum, Vielfalt zu entdecken und als etwas Bereicherndes wahrzunehmen. Doch wir greifen auch ein, wenn etwas in eine falsche Richtung läuft: Unsere Erzieher versuchen, Einseitigkeiten zu erkennen und Benachteiligungen zur Sprache zu bringen und zu beseitigen. Das kann etwa der Fall sein, wenn ein Kind wegen seines Glaubens in der Gruppe außen vor ist oder wenn bestimmte religiöse Regeln für ein Kind oder die Gruppe zum Problem werden.

Für Ihr Kind festigt diese Art von Erziehung eine welt-offene Lebenseinstellung. Denn aus den freundschaftlichen Beziehungen der Kinder untereinander und dem Zusammenleben in einer Kita erwächst mit der richtigen Begleitung eine mitunter innige Gemeinschaft – mit einem achtungsvollen Miteinander. Das ist noch mehr und etwas anderes, als tolerant zu sein. Es ist gelebte Vielfalt. Das, was Kinder heutzutage mehr denn je erleben – und brauchen.

Wichtige Feiertage – quer durch alle Kulturen.

Weihnachten

Für Kinder bedeutet es meist: Geschenke! Im christlichen Kulturraum prägt der Feiertag in den Wochen vor dem 25. Dezember die Städte – Weihnachtsmärkte überall. Auch in der Kita wird zur Weihnachtszeit gebastelt, gebacken und gesungen.

Weihnachten II

Gut zu wissen: Die sogenannten Ostchristen, das sind Christen unter anderem aus Russland, dem arabischen Raum, aus der Türkei, Iran und Äthiopien, feiern am 7. Januar Weihnachten – entsprechend länger müssen auch die Kinder auf ihre Geschenke warten.

Makara Sankranti

Ein hinduistisches Fest, das am 14. oder 15. Januar die Wintersonnenwende ehrt. Die Kinder schenken und essen ausgiebig – Süßigkeiten!

Ostern

Am Sonntag nach dem ersten Vollmond ab Frühlingsbeginn, das ist im März oder April, feiern die Christen die Auferstehung Jesu Christi. Für Kinder bedeutet es vor allem: Ostereier suchen! Am Freitag vor Ostern wird übrigens die Kreuzigung Jesu begangen, Karfreitag.

Diwali

Zum Lichterfest Diwali, dem wichtigsten Fest im hinduistischen Kalender, erleuchten zahllose Öllämpchen (Diyas) jeden Winkel des Hauses. Die Familien kommen zusammen, es gibt Geschenke, Musik, Tanz!

Zuckerfest

Ramadan ist ein Fastenmonat (Kinder müssen aber nicht fasten), der sich nach dem islamischen Kalender richtet. Das Fest des Fastenbrechens im unmittelbaren Anschluss daran ist einer der höchsten Feiertage für Muslime. Vor allem Kindern ist es auch als Zuckerfest bekannt. Es gibt viel zu essen, man feiert zusammen und beschenkt einander.

Pessach

Das jüdische Opferfest dauert eine Woche. An den sieben Pessach-Tagen darf sich nichts Gesäuertes im Haus befinden, geschweige denn gegessen werden. Daher werden in den Tagen davor Brot, Mehl, Nudeln aus dem Haus verbannt. Anschließend wird gründlich geputzt. Daher kommt vermutlich auch der Brauch des Frühjahrspuzzes.

Chinesisches Neujahrsfest

Der wichtigste Feiertag in China, er findet jährlich an einem wechselnden Tag zwischen dem 21. Januar und 21. Februar statt. Wie bei uns wird auch das chinesische Neujahr mit Feuerwerk und Festessen begrüßt. Kinder erhalten an diesem Tag Geldgeschenke in roten Umschlägen.

Halloween

Nicht religiös, aber für viele trotzdem wichtig: Am 31. Oktober ziehen verkleidete Kinder von Tür zu Tür und fragen nach Süßigkeiten. Den Ursprung hat das gruselige Fest in der keltischen Kultur, man glaubte, dass an diesem Tag die Geister zu Besuch kommen.

Nur ein Tuch.

Filiz Özyurt arbeitet als sozialpädagogische Assistentin in der Kita Kinderzimmer Inselepark in Wilhelmsburg. Die 26-Jährige hat einen türkischen Vater und lebt nach den Regeln des Korans, deshalb trägt sie einen Hidschab – und findet das völlig normal. Und die Kinder?

Text: Vivian Alterauge Foto: Benne Ochs

Als sie kürzlich schwimmen war im Harburger Hallenbad, da kam eine Frau auf sie zu und guckte tadelnd. „Was tragen Sie denn da?“, fragte sie. „Wollen Sie etwa in normaler Kleidung schwimmen gehen?“ „Nein“, sagte Filiz Özyurt, „fühlen Sie doch mal, der Stoff ist wie bei einem Badeanzug.“ Die Frau war beruhigt, drehte sich um und ging ihres Weges.

Filiz Özyurt trug an diesem Tag einen Ganzkörperbadeanzug, einen Burkini. Das Kopftuch trägt sie seit der fünften Klasse. Denn Filiz Özyurt lebt nach den Regeln des Korans, sie ist gläubige Muslimin.

Zum Interview empfängt die 26-Jährige in einem bordeauxroten längeren T-Shirt-Kleid, einer Strickjacke, Kopftuch, Turnschuhen. Sie sagt: „Für mich ist das Kopftuch eine ganz normale Kleidung, ich gehe ja auch nicht ohne Schuhe aus dem Haus.“ Und das entspricht einem Selbstverständnis, an dem man sich heutzutage ruhig orientieren darf – und sollte.

Filiz Özyurt wuchs in Hamburg-Wilhelmsburg auf, ihre Mutter ist Deutsche, „eine Birgit“, sagt Filiz und lacht, die Familie des Vaters wohnt in der Türkei. Ihre Mutter konvertierte nach Filiz' Geburt zum Islam, trug erst Hidschab, also ein klassisch gebundenes Kopftuch, und seit ein paar Jahren Burka. Sie habe viel gelesen und sich schlussendlich dazu entschieden. Ihre kleine Schwester wiederum sagt, sie sei gläubig, trägt aber kein Kopftuch, das sei einfach nichts für sie. Stattdessen trägt sie Tattoos – und davon sehr viele. Eine ganz normale Familie, anno 2018.

Auffällig war die Nase ...

Seit anderthalb Jahren arbeitet Filiz im Kinderzimmer Inselepark in Wilhelmsburg als sozialpädagogische Assistentin. Anfangs kamen Kinder zu ihr, fragten: „Was hast Du denn da?“, und zeigten auf ihre Nase. Dort trug sie einen kleinen Ring, den sie aber irgendwann

herausnehmen musste, weil er sich immer wieder entzündete. „Keines der Kinder hat mich je auf mein Kopftuch angesprochen“, sagt sie. Nicht einmal im Sommer, wenn sie sich besonders farbenfrohe Hidschabs um ihre Haare band. Auf ihren Wangenknochen glänzt Puder, ihre Wimpern hat sie getuscht. „Wenn es nicht so auffällig ist, finde ich es total okay, sich zu schminken“, sagt Filiz. Zu Hochzeiten oder Geburtstagen malt sie sich schon mal die Lippen an, sie habe schließlich auch Bedürfnisse. Und solange man im Reinen mit sich sei, finde sie es völlig in Ordnung, die Regeln des Korans für sich etwas freier zu interpretieren.

Nach der Schule hat Filiz eine Ausbildung zur Krankenschwester begonnen, sich dann aber letztlich für die Arbeit im Kindergarten entschieden. Den Ausbildungsplatz damals habe sie auch wegen ihres Kopftuchs bekommen – nicht trotz, erzählt sie. Umso trauriger mache es sie, wenn sie von einer Bekannten höre, die sich als Kopftuch tragende Lehrerin beschimpfen lassen müsse.

„Es ist doch nur ein Tuch, wir verstecken damit ja nicht unsere Gedanken oder uns selbst.“ Man brauche doch genau diese Menschen, die bereit seien, in sozialen Berufen zu arbeiten.

Sei, wie Du bist.

Im Kinderzimmer thematisiert sie ihre Religion nicht. „Ich würde nie sagen: Ich bin Filiz, und ich trage ein Kopftuch, weil ich Muslima bin. Die Kinder sollen mich so kennenlernen, wie sie mich sehen möchten.“ Sie möchte ihren Blick auf die Dinge ungern beeinflussen. Auch spreche sie kein Türkisch mit den Kindern – allenfalls mal mit den Eltern, die weniger Deutsch verstehen. Sie freut sich außerdem, wenn sie sieht, wie dankbar die Eltern ihr gegenüber sind. „Ich bin froh, dass ich hier einfach so angenommen werde, wie ich bin“, ob sie nun eine andere Hautfarbe habe, Übergewichtig sei oder eben eine andere Religion auslebe.



„Ich verstecke ja nicht meine Gedanken“, sagt Filiz über ihr Kopftuch.



Was Kindern Recht ist.

An dieser Stelle einmal Klartext: Kinder sind Träger eigener Rechte und haben das Recht auf Schutz und Unversehrtheit – vor emotionalen, körperlichen oder gar sexuellen Übergriffen. Sollte es einen berechtigten Hinweis eines Kindes geben, dass es sich von einem anderen Kind oder einer Erzieherin oder einem Erzieher übergriffig behandelt fühlt, wird das bei uns sehr ernst genommen. Denn Kinder sind bei aller Selbstbestimmtheit, die sie bei uns lernen, schutzbedürftige Wesen. Wir im Kinderzimmer tragen für den Kinderschutz der uns anvertrauten Kinder die Verantwortung und schaffen in all unseren Einrichtungen einen Rahmen, in dem diese sensiblen Themen offen angesprochen werden können – von Kindern, Eltern und Erziehern. Es gibt für uns beim Verdacht auf Kindeswohlgefährdung einen sehr klaren Handlungsplan – und Themen wie Macht und Machtmissbrauch, Grenzen und Grenzverletzungen finden bei uns Raum. Wann immer es bei Ihnen als Eltern Unsicherheiten oder Klärungsbedarf gibt, sprechen Sie uns jederzeit an!

Kindergesetze – kinderleicht erklärt!

Vor fast drei Jahrzehnten trat die Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen in Kraft, das weltweite Übereinkommen über die Rechte des Kindes. Der Kinderrechtskonvention, in der unter anderem die zehn Grundrechte für jedes Kind festgehalten werden, sind mehr Staaten beigetreten als jeder anderen Konvention. Eingehalten wird das Übereinkommen aber beileibe nicht überall.

Text: Isabella Bigler

Die Kinderrechtskonvention legt weltweite Standards für den besonderen Schutz von Kindern fest. Außer den USA haben sich alle Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen dazu verpflichtet, diese Kinderrechte zu achten. Warum Kinder eigene Rechte brauchen? Weil sie andere Bedürfnisse haben als Erwachsene. Na ja, teilweise zumindest. Das Recht auf Spiel und Erholung würde uns Erwachsenen bestimmt auch nicht schaden. Spezielle Rechte brauchen Kinder aber vor allem, weil sie diese noch nicht selbst einfordern und durchsetzen können und deshalb besonders schutzbedürftig sind. Mit dem Wissen um diese Rechte im Hinterkopf können wir unsere Kinder dahingehend erziehen und stärken. Die Konvention ist ein Gesetzestext mit 54 Artikeln. Sie finden den Text auch auf der Website des Bundesfamilienministeriums unter www.bmfsfj.de. Wir haben den viele Seiten langen Vertrag mal kinderleicht zusammengefasst. Für alle Leser, Erwachsene wie Kinder:

Wenn Du auf die Welt kommst, bekommst Du von Deinen Eltern, bei denen Du aufwächst, einen Namen. Da, wo Du wohnst, wird der aufgeschrieben, damit jeder Bescheid

weiß. Gleichzeitig wirst Du auch Bürger oder Bürgerin eines Landes, das bedeutet, dass Du in diesem Land immer wohnen darfst. Staatsbürgerschaft heißt das. Meistens ist es das Land, in dem Du geboren wurdest, manchmal aber auch das Land, aus dem Dein Vater oder Deine Mutter kommt, wenn das ein anderes ist. Deinen leiblichen Vater und Deine leibliche Mutter darfst Du immer besuchen, auch wenn sie sich nicht um Dich kümmern können und Du vielleicht in einer anderen Familie aufwächst.

Wo wir schon beim Thema Familie sind: Natürlich musst Du eine Familie haben, das ist ganz besonders wichtig. Meistens sorgen Mama und Papa für Dich, und Dein Zuhause muss so sein, dass es Dir dort gut geht. Wenn sich Eltern nicht gut um ihre Kinder kümmern können, beschützt der Staat diese Kinder und hilft ihnen. Sie kommen dann vielleicht in eine neue Familie. Deine Eltern müssen dafür sorgen, dass Du alles bekommst, was Du brauchst, um gesund zu bleiben. Du musst immer ein Zuhause haben, in dem Du Dich wohlfühlen kannst. Du musst auch genug gesundes Essen und Trinken

bekommen, Dich waschen und auf die Toilette gehen können. Deine Eltern und Ärzte müssen alles tun, was sie können, damit Du nicht krank wirst. Klar, irgendwann wird jeder mal krank, das können sie auch nicht verhindern. Dann müssen sie sich eben darum kümmern, dass Du schnell wieder gesund wirst. Alle Kinder sind gleich, und alle Kinder müssen gleich gut behandelt werden. Dabei ist es egal, woher Du kommst, wie Du aussiehst, ob Deine Eltern reich oder arm sind, woran Du glaubst oder welche Sprache Du sprichst. Das gilt genauso, wenn Du beeinträchtigt bist. Dann muss man sich ein bisschen anders um Dich kümmern, aber das macht keinen Unterschied aus. Jedes Kind ist gleich wichtig.

Du darfst immer frei sagen, was Du denkst und fühlst. Wenn Du darüber etwas sagen möchtest, müssen Erwachsene Dir zuhören. Du darfst allen von Deiner Meinung erzählen. Es ist ganz selbstverständlich, dass Du in die Schule gehen wirst, um dort Lesen, Schreiben und andere Sachen zu lernen. Die Schule soll so sein, dass Du gern dorthin gehst. Später, wenn Du mit der Schule fertig bist, darfst Du auch noch mehr lernen, nämlich die speziellen Sachen, die Du wissen musst, damit Du zur Arbeit gehen kannst. Aber Du musst auch genug freie Zeit haben, in der Du alles machen kannst, was Du gern machen willst, zum Beispiel spielen. Oder einfach ausruhen und gar nichts tun. Das kannst Du Dir immer selbst aussuchen. Manchmal möchten Deine Eltern, dass Du da auch etwas lernst, zum Beispiel wie man Musik macht oder Turnen. Aber das sollst Du nur machen, wenn Du es auch wirklich willst. Niemand darf bestimmen, was Du in Deiner freien Zeit machst.

Wenn Du mal etwas nicht erzählen willst, vielleicht weil Du willst, dass es Dein Geheimnis ist, dann musst Du das auch nicht. Du kannst Dir aussuchen, welche Sachen Du jemandem erzählen oder zeigen möchtest und welche nicht. Auch Deine Eltern müssen das respektieren.

Niemand darf Dir wehtun. Es darf auch niemand Sachen zu Dir sagen, die wehtun oder Dir Angst machen. Wenn Du mal Angst hast oder glaubst, Du kannst irgendetwas nicht allein machen, dann dürfen Deine Eltern Dich nicht auslachen oder allein lassen, sondern sie müssen sich um Dich kümmern, bis Du Dich wieder gut fühlst. Einsperren darf Dich auch niemand. Und keiner darf Dich von Deinen Eltern trennen, außer wenn es Dir bei ihnen nicht gut geht. Überhaupt darf niemand Dir Schaden zufügen durch das, was er macht oder was er sagt. Wenn es Dir einmal nicht gefällt, wie Dich jemand behandelt, oder es Dir komisch vorkommt, dann erzähle das einem Erwachsenen, den Du magst, auch dann, wenn derjenige gesagt hat, dass Du es nicht erzählen darfst.

Man muss Kindern immer sofort helfen, wenn es ihnen sehr schlecht geht. Zum Beispiel wenn sie nichts zu essen haben und ganz arm sind, wenn jemand sie schlägt oder wenn sie in einem Land wohnen, in dem es Krieg gibt. Vor diesen Dingen müssen alle Kinder geschützt werden.

Alles klar? Auch für uns im Kinderzimmer stehen die Rechte und Bedürfnisse Ihres Kindes ganz oben auf der Prioritätenliste. Dafür müssen wir uns gar nicht besonders anstrengen. Denn diese „zehn Gebote“ versteht wirklich jeder, und sie sind elementar wichtig, darum noch mal klipp und klar, hier, oben rechts, in Signalrot:

Die „zehn Gebote“ – jedes Kind auf der Welt hat das Recht auf ...

- einen Namen und eine Staatszugehörigkeit
- eine Familie, elterliche Fürsorge und ein sicheres Zuhause
- Gleichbehandlung und Schutz vor Diskriminierung
- Betreuung bei Behinderung
- Information, sich mitzuteilen, gehört zu werden und sich zu versammeln
- Bildung und Ausbildung
- Freizeit, Spiel und Erholung
- Gesundheit
- Privatsphäre sowie gewaltfreie Erziehung in Gleichberechtigung und Frieden
- sofortige Hilfe in Katastrophen und Notlagen (wie Armut, Hunger und Krieg), Schutz vor Grausamkeit, Vernachlässigung, Ausnutzung und Verfolgung

Manchmal ist Toleranz wirklich nicht zum Aushalten!

Eltern wissen es: Das Leben mit Kindern (und anderen Eltern) ist turbulent und wild und anstrengend und vor allem: ganz wunderbar. Aus ihrem Leben mit Kindern meldet sich die Buchautorin und zweifache Mutter Rike Drust in jedem kiziPendium-Band mit Alltagsgeschichten. Diesmal geht es ums soziale Miteinander.

Text: Rike Drust Foto: Benne Ochs

Vor Kurzem habe ich mit meiner Tochter ein Buch über Toleranz gelesen. Die Definition von Tolerieren ist besonders bei mir hängen geblieben: „Zuhören, fair sein, sich mit den Besonderheiten der anderen abfinden und ihre Art, sich zu benehmen, ertragen.“

Das finde ich einfacher gesagt als getan. Manches kann ich nämlich überhaupt nicht ertragen, vor allem wenn Menschen gemein sind, vor allem zu meinen Kindern. Damit meine ich nicht, wenn mal in der Kita niemand mit meiner Tochter spielen will. Das sollte sie aushalten lernen, finde ich, und da ist meine Rolle dann nicht die, den anderen Kindern nach der Kita aufzulauern und ihnen zu drohen, dass ich eine Acht in ihren Laufradreifen trete, wenn das morgen noch mal passiert. Da bin ich einfach in tröstender Funktion zur Stelle. Aber als vor ein paar Jahren im Urlaub ein anderes Kind meine Tochter mit dem Satz „Ich hasse Babys“ begrüßte und ihr dann mit voller Absicht und hämischem Blick ein Bein stellte, woraufhin sie ungebremst der Länge nach

hinfiel, da war meine Toleranz kurz beim Leergutautomaten. Ich erzählte dem Kind ein paar Takte, die meisten waren laut und bestanden nicht aus Ichbotschaften. Im selben Urlaub hat übrigens ein anderes Kleinkind meine Tochter geschubst, und ich hätte außer Kind-aufheben und Trösten gar nichts gemacht. Dann hat aber leider die Nanny dem schubsenden Kind ordentlich auf den Hintern gehauen, und ich musste schon wieder meckern, obwohl ich das Ganze als altersentsprechendes Verhalten toleriert hätte. Aber Kinderhauen unkommentiert zu lassen, das wäre für mich in dieser Situation kein Zeichen von Tole-, sondern von Ignoranz gewesen!

Toleranz, so erkläre ich es meinen Kindern, ist, wenn Menschen so zusammenleben können, dass so viele wie möglich gleichzeitig fröhlich sind. Wenn es Konflikte gibt, sollten sie diese bestenfalls allein lösen. Und wenn das nicht klappt, sollten sie bei Erwachsenen nachfragen. Bei mir zum Beispiel.

Mein Toleranz-Credo lautet dann: Alle machen alles verschieden. Es gibt Kinder, die können so richtig doll wütend werden. Kinder, die gar nichts sagen, obwohl sie traurig sind. Es gibt Kinder, die den ganzen Tag ferngucken dürfen (die, bei denen mein Sohn am liebsten übernachtet). Manche gehen vor der Schule in die Moschee, andere haben zwei Mütter, reiche, arme, gar keine oder mehr als zwei Eltern. Es gibt Menschen in Rollstühlen, mit Narben, Falten, bunten Haaren oder mit anderer oder ganz ohne Sprache.

Es ist immer gut, freundlich nachzufragen.

Meistens rollen meine Kinder spätestens jetzt die Augen, weil es beim Aufzählen wieder mit mir durchgegangen ist. Das ist dann der Zeitpunkt, an dem ich mich erinnere, was ich ihnen eigentlich sagen wollte: Es ist immer eine gute Idee, freundlich nachzufragen, zum Beispiel: „Warum siehst Du so aus? Warum machst Du das so?“, und zu erklären, was das Aussehen oder das Verhalten mit ihnen macht, zum Beispiel traurig, erstaunt oder wütend.

Ich ermutige meine Kinder, auch bei Fremden nachzufragen, wenn sie an ihnen etwas besonders finden. Zuerst sollen sie allerdings fragen, ob es okay ist, dass sie überhaupt fragen. Mal wollen die nicht, aber oft ergeben sich gute Gespräche und aufgeschlossene Kinder. Auch Erwachsenen kann ich das empfehlen. Das ganze Internet schüttelt zum Beispiel seinen Kopf über die Eltern, die ihrem Kind den Toilettensitz föhnen. Vielleicht sind die Eltern wirklich Trottel, die es ihrem Nachwuchs so leicht machen, dass er es später schwer haben wird. Aber wirklich wissen kann ich das erst, wenn ich mehr weiß. Vielleicht stecken die nur in einer hässlichen Phase und brauchen ein paar nette Worte mehr als Häme. Als ich mal im Buchladen neben meiner komplett ausrastenden Tochter hockte (die auch noch ein Elsa-Kostüm trug), fand ich es gut, dass der Besitzer nicht genervt den Kopf schüttelte, sondern meine Ruhe lobte und den Wutanfall einfach mit ertrug. Und zum Elsa-Kostüm sagte er auch nichts.



 Rike Drust ist Kinderbuchautorin („Muttergefühle. Gesamtausgabe“ und „Muttergefühle. Zwei: Neues Kind, neues Glück“). Darüber hinaus ist sie international ausgezeichnete Werbetexterin und schreibt für verschiedene Magazine und Blogs, wobei es ihr um Politik, Feminismus und ein schönes Leben mit Kindern geht.

Literaturtipps/ Impressum

- Christian Alt: „Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Band 1 + 2“. VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 54,99 Euro
- Ayse Bosse, Andreas Klammt: „Weil du mir so fehlst. Dein Buch zum Abschiednehmen, Vermissen und Erinnern“. Carlsen 2016, 14,99 Euro
- Kathryn Cave, Chris Riddell: „Irgendwie Anders“. Oetinger 1994, 12 Euro
- Katie Daynes: „Alle müssen mal aufs Klo“. Usborne 2017, 9,95 Euro
- Tina Gadow: „Soziales Lernen bei aggressiven und hyperaktiven Kindern. Entwicklungsbedingungen sozialer Kompetenz“. Vdm 2007, antiquarisch
- Dagmar Geisler: „Was mach ich nur mit meiner Trauer?“. Loewe 2018, 9,95 Euro
- Dagmar Geisler: „Wohin mit meiner Wut?“. Loewe 2012, 9,95 Euro
- Dagmar Geisler, Elisabeth Zöllner: „So passiert mir nichts! Geschichten, die stark machen“. Loewe 2016, 12,95 Euro
- Jesper Juul, Peter Høeg, Jes Bertelsen, Steen Hildebrandt, Helle Jensen, Michael Stubberup: „Miteinander. Wie Empathie Kinder stark macht“. Beltz 2017, 14,95 Euro
- Daniela Kulot: „Zusammen!“ Gerstenberg 2016, 9,95 Euro
- Daniela Kunkel: „Das kleine WIR“. Carlsen 2016, 12,99 Euro
- Alexandra Maxeiner: „Alles Familie! Vom Kind der neuen Freundin, vom Bruder, von Pappas früherer Frau und anderen Verwandten“. Klett 2013, 14 Euro
- Angela McAllister: „Geschichten rund um die Welt“. Ravensburger 2018, antiquarisch
- Sibylle Mottl-Link: „In meinem Körper ist was los!“ Loewe 2016, 12,95 Euro
- Ömer Pestil: „Stressfreie Kinder. Durch Förderung von Sozialkompetenzen den Umgang mit Stress erleichtern“. Diplomica 2015, antiquarisch
- Simone Pfeffer: „Sozial-emotionale Entwicklung fördern. Wie Kinder in der Gemeinschaft stark werden“. Herder 2017, 20 Euro; als E-Book: Herder 2017, 16 Euro
- Christa Preissing, Petra Wagner: „Kleine Kinder – keine Vorurteile. Interkulturelle und vorurteilsbewusste Arbeit in KiTas“. Herder 2013, antiquarisch
- Peter Schössow: „Gehört das so??!“ Hanser 2005, 14,90 Euro
- Britta Schwarz: „Das kleine Wutmonster“. Annette Betz 2012, 7,95 Euro
- Regina Schwarz: „Wenn kleine Tiere wütend sind“. Ravensburger 2016, 4,99 Euro
- Rainer Strätz: „Die Kindergartengruppe. Soziales Verhalten drei- bis fünfjähriger Kinder“. Kohlhammer 1986, antiquarisch
- Mies van Hout: „Heute bin ich“. Aracari 2012, 13,90 Euro
- Michael Winterhoff: „SOS Kinderseele. Was die emotionale und soziale Entwicklung unserer Kinder gefährdet – und was wir dagegen tun können“. btb 2015, 10 Euro; als E-Book: Bertelsmann 2013, 8,99 Euro

Allgemein

Freie und Hansestadt Hamburg, Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration: „Hamburger Bildungsempfehlungen für die Bildung und Erziehung von Kindern in Tageseinrichtungen“. Hamburg 2012, über www.hamburg.de/kita/116828/bildungsempfehlungen

Impressum

Herausgeber

KMK kinderzimmer GmbH & Co. KG
Jürgen-Töpfer-Straße 44, Haus 15, 22763 Hamburg
E-Mail: info@kinderzimmer-kita.de
Telefon: 040 3070919-00

Konzept, Gestaltung und Realisation

loved GmbH, Hamburg

Fotografen

- Clique Images/Stocksy
- I Like Birds
- jessicaphoto/Getty Images
- Debra McClinton/Getty Images
- Conny Mirbach
- Erin Patrice O'Brien/Getty Images
- Benne Ochs
- The Image Bank/Getty Images
- Bernd Westphal

Illustratorin

- Maayan Weisstub

www.kita-kinderzimmer.de

